Novellen

von

Robert Weber.

Zweiter Theil.

Robert Weber's

Sämmtliche Schriften.

Fünfter Band.

Basel.
Robert Weber's Selbstverlag.
1883.

Novellen

von

Robert Weber.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Zweiter Theil.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1883.

Vereinsbuchdruckerei in Basel.

Inhalt.

Ueber den Dächern der Bundesstadt.

Eine wahre Geschichte.

Es kamen die ersten warmen Frühlingstage. Der Schnee schmolz von den Dächern, die Strahlen der Sonne brannten auf die braunschwarzen Ziegel und spendeten eine erquickende Wärme, welche nicht blos den Katzen, die in dieser luftigen Höhe spazierten, sondern auch den Menschen, die da oben wohnten, unendlich wohl that.

Es ist eine eigene Welt, die Welt über den Dächern. Ich sah und beobachtete sie nirgends besser als in Bern, als ich vor Jahren in der Mitte dieser regelmäßig gebauten Stadt zwar nicht ganz unter dem Dache eines hohen Hauses, aber doch im dritten Stockwerk wohnte, von wo aus ich einen vollständigen Ueberblick über die genannten schiefen Ziegelebenen der Sonnseite der ganzen Hauptstraße hatte. Ich war damals Journalist und arbeitete an der Redaktion eines der größern, täglich erscheinenden Blätter unserer Bundesstadt. In solcher Eigenschaft begegnet es Einem oft, daß man gerne von dem Zeitungskram und den Arm- und Mühseligkeiten des Lebens, welche die Fluth der öffentlichen Presse täglich herantreibt, ein wenig über die Dächer hinweg nach einem Stück blauen Himmel sieht, um den müden

Geist im Aether der Freiheit zu baden, oder um einem blassen Gedanken, dem die Verschrobenheit irgend eines politischen oder sozialen Zustandes noch wie eine Krankheit anhängt, durch ein Bild aus der ewig jungen Natur mehr Licht und Farbe zu geben. So schaute ich denn oft über die wie Schuppenschilder ineinandergreifenden Dächer der genannten Straße hin. Meine Aufmerksamkeit lenkte sich zunächst auf die sonderbaren Formen der Dachstubenfenster, Guckröhren und Kamine, welche hier, wie eine alte aegyptische Welt, als Schöpfungen der barockſten Kunststyle, in den Himmel aufstarrten. Da ragten zunächst, auf jedem Hause in anderer Stellung, am Saume der Dächer die verschiedensten Geschlechter von Mansardengiebelfenstern empor. Die einen, armselig und schwarz, schienen aus der Zeit zu stammen, wo Saturn seine eigenen Kinder fraß; die andern, braun und von etwas romantischem Charakter, wußten Etwas aus der Zeit der Hohenstaufen zu erzählen; andere, weiß und behäbig, setzten sich, mit einem Vorplätzchen für Blumengeschirre und dergleichen, vornehm in's Dach zurück; sie saßen da wie reiche Bauernweiber in ihren Kirchstühlen, mit Verachtung auf die Genossen aus älterer Zeit hinüberschielend; noch andere, welche die Form des Rechtecks mit dem Giebelchen verschmähten, machten in ihrer schönen ovalen Rundung und massiven steinernen Einfassung den Anspruch, die fürstlichen Matronen unter diesen Dachlucken zu heißen. Und nun die sonderbare Gruppirung der Kamine mit ihren verschnörkelten Leibern, ihren einfachen, doppelten, thönernen

oder eisernen Kopfbedeckungen, ihren grellen Verjüngungen und bauchigen Anschwellungen, ihren gemalten Röhren, die wie rothe Kanonenläufe schlank und gerade in die Luft aufstiegen, oder, — wie jener Thurm zu Pisa, vom Baumeister aus frischer Hand schon schief gemauert waren, die einen in gewöhnlicher Größe aufgeführt, die andern zu riesenmäßiger Höhe emporstrebend, rauchende Thürme des Materialismus, die wie mahnend ausgereckte Finger täglich Zeugniß ablegten von der sinnlichen Natur des Menschen, von seiner Noth und seiner Plage. Und endlich zwischen all diesen wunderlichen Bauwerken die flachen Zinnen zum Aufhängen der Wäsche, die hundert und hundert Guckröhren, welche dem Lichte Zutritt ließen in die Plunderkammern der Menschen, und zugleich dem Volke der Katzen Tag und Nacht auf seinen Schlichen zum Ein- und Ausgang dienten, — fürwahr eine wunderbare und eigene Welt erhebt sich über den Dächern einer Stadt!

Aber nicht den Anblick dieser mehr dem Nutzen und dem Bedürfniß, als der Schönheit dienenden Gemäuer will ich schildern, nicht eine leere, melancholische Dächerstimmung festhalten, wie sie im Gemüthe entsteht, wenn der niedere Himmel regengrau über die Häusergiebel sich hinstreckt und der gedrückte Qualm der Kamine mit Mühe seitwärts sich Bahn bricht, — geht doch alle Poesie am Ende nur auf den Menschen und das Menschenleben zurück und auf das Labyrinth, das in der Brust der Sterblichen wandelt! Nur auf einen Punkt in dieser

Dächerwelt will ich hinzeigen, auf einen Punkt, der für sich selber eine ganze Welt ist; nur den Schicksalsfaden eines einzigen der Menschen will ich untersuchen, die oben über den Dächern ein räucheriges, bald in sonnige Luft getauchtes, bald in schwarzen Dunst gehülltes Dasein verbringen, will seinem Andenken diese Blätter, seinem Herzen in der Verborgenheit eine Thräne weihen! —

Lange bevor ich mit ihm ein Wort sprach, kannte ich meinen buckligen Fünfziger schon von Angesicht und Statur; aber ich konnte aus seiner Person nicht klug werden. Die Sonne selber vermittelte unsere erste Bekanntschaft. Sie schien nie in mein großes Wohnzimmer; ich mußte mich mit dem Abglanz ihrer Strahlen drüben an der andern Häuserreihe begnügen. Nur des Mittags, wenn sie fast am Höchsten stand, fiel ein breiter Lichtreflex gerade in die Mitte meiner Stube und erheiterte bei der Arbeit mir für ein paar Stunden das Gemüth. Dieser Widerschein kam vom Dache des gegenüberstehenden Hauses, wo sich hoch über allen andern Mansardenfenstern, gegen die Giebelkante zu, eine Art Söller mit altehrwürdigen Doppelfenstern erhob, von deren Scheiben der Glanz der jungen Frühlingssonne zu mir herabgespiegelt wurde. Sobald ich einst auf dem Fußboden blos die Hälfte dieses freundlichen Scheines gewahr wurde, und vermuthen konnte, das eine Flügelfenster des Söllers sei geöffnet, machte ich mich mit einer besondern Art von Neugierde daran, zu erforschen, wer diese gläserne Burg bewohne, die wie eine Sternwarte ob dem Häusermeer stand, und mit wessen

Geistes Kind ich durch die Sonne in diesen Rapport versetzt werde.

Als ich hinaufschaute, hockte droben auf dem Fenstergesimse eine räthselhafte Gestalt, deren körperliche Bildung ich erst bei einer zufälligen Wendung des Kopfes nach dem Innern des Gemaches deutlich wahrnehmen konnte. Es war ein Buckliger mit einem unschönen Gesicht, dessen Farbe in's Gelbliche spielte. Der Mann, welcher nachlässig ein Buch in der Hand hielt, hatte den Mittag des Lebens längst überschritten. Sein Antlitz zeigte tiefe Furchen, die von Krankheit oder Gram herrühren mochten; es lag etwas Mumienartiges in diesen Zügen. Sein Haar war noch schwarz und die buschigen Augenbrauen schienen ein paar lebhafte Augen zu beschatten, die in diesem Augenblick über die Stadt weg gegen Süden hinblickten. Offenbar betrachtete er die Schneeberge, die heute den ganzen Tag in wunderbarer Klarheit sich entschleiert hatten. Nach einiger Zeit fiel sein Blick wieder auf das Buch, bis nach einer Weile die Aussicht in die Alpenwelt ihn wieder fesselte.

Von nun an beobachtete ich den Buckligen öfters. Ich sah ihn häufig im Fenster liegen und brütend über die Dächer hin sinnen. Wenn die Nacht einfiel, schien er auszugehen; selten nur brannte Abends in seinem luftigen Gemach ein schwaches Licht, das von dem dünnen Docht einer armseligen Oellampe herrühren mußte. Dagegen sah ich ihn, wenn der Mond schien, oder in sternenklarer Nacht stundenlang auf dem Gesimse sitzen und nach

verschiedenen Seiten den Himmel betrachten. Der momentane helle Widerschein eines kleinen Gegenstandes, den er bei diesen Beobachtungen stets in der Hand hielt, ließ mich erkennen, daß er durch einen kleinen Tubus eifrig die Gestirne beobachte, eine Wahrnehmung, die mich von Tag zu Tag mit größtem Interesse für den sonderbaren Mann erfüllte. Was mir indessen am Meisten auffiel, war, daß zur Zeit eines nächtlichen Gewitters, wenn der Regen in Strömen auf die dunklen Dächer prasselte, der Wind durch Ritzen und Spalten pfiff, die Blitze eine Gluthkette über den Himmel hin spannten und da und dort mit furchtbarem Donnerschlag zur Erde fuhren, der Bucklige gerade so ruhig in seinem Fenster saß, wie beim klaren Mondschein, als wollte er der Wuth der Natur sich selber zur Vernichtung hingeben, oder als fände sein Geist eine stolze Freude daran, dem Aufruhr der Elemente trotzig die Stirne zu bieten. Vor der ersten Vermuthung graute mir; war die zweite richtig, so mußte in diesem Sonderling etwas Außerordentliches liegen. Ein Zufall gab mir darüber bald erwünschten Aufschluß. —

Es war an einem Nachmittag, als ich in einer altväterischen, vom Tabaksdampfe gebräunten Wirthsstube vor meinem Bierhumpen saß. Das Lokal war ziemlich belebt, denn Handwerksgesellen verschiedener Nationen machten hier blauen Montag. Der Anekdoten, der Witze, der pikanten Lieder, des homerischen Gelächters war kein Ende. Die Heldenthaten und Wagnisse des Sachsen, des Preußen, des Oesterreichers, des Schweizers, des

Polen wurden hier mit jener plastischen Derbheit und Natürlichkeit erzählt und mimisch dargestellt, wie ein Schriftsteller dies in den geleckten Salons der großen Gast- und Kaffeehäuser nie zu hören und zu sehen bekommt. Aber eben jetzt wurde diese Unterhaltung für einen Augenblick durch das Hereintreten eines Mannes unterbrochen, der eine Anzahl gemalter Fensterscheiben sorgfältig unter dem Arme trug und sogleich von mehrern dieser lustigen Genossen sympathisch begrüßt wurde.

„Ah, Papa Müller", hieß es, und zwei bis drei volle Gläser wurden dem Ankömmling entgegengestreckt, daß er nach herrschender Sitte Bescheid thue.

„Nichts da", rief der Angesprochene, ein hoher, dicker Sechsziger, mit einer feinen Knabenstimme, „ich trinke kein Bier. Zuerst muß ich meine Scheiben einsetzen; nachher wollen wir schauen, ob es noch einen Schoppen erleiden mag."

„Sieh' doch", lachte ein behäbiger Schustergeselle aus Bayern, „Papa Müller bringt neue Fenster für unsere Kirche!"

„Wollt Ihr die Vesper nicht mitmachen?" stotterte ein Rheinländer, „seht, wie schön es einläutet!" Die Gesellen stießen brüllend ihre Gläser zusammen. Eines davon zerbrach. Das setzte einen Wortwechsel und endlich einen tüchtigen Streit ab, der die Halbbetrunkenen bis zur Rauferei entzweite. Nach einer Weile siedelte sich die größere Hälfte dieser lauten, schmutzigaussehenden Gäste in einer benachbarten Kneipe an; nur wenige davon blieben zurück.

Unterdessen war Papa Müller's Werk beendigt. Hinten in der Stube, gegen die Küche zu, hatte er, um den Einblick in eben dieses Lokal den Gästen zu entziehen, zwei Fenster mit gemalten Scheiben versehen, deren brennende Farbenbilder jetzt von den einfallenden Sonnenstrahlen auf's Prächtigste erleuchtet wurden. Die freundliche Wirthin war mit der Arbeit, wozu sie selber die Idee gegeben, sehr zufrieden.

„Es ist doch Schade um Eure Kunst, Meister Müller", sagte sie, indem sie demselben einen Schoppen Rothwein in meine Nähe stellte und ihm einige Silberstücke in die Hand drückte. „Eine solche Erfindung sollte Einem mehr eintragen, als den Undank der Welt!" Jetzt holte sie aus der Küche noch ein tüchtiges Stück Braten für den Glasmaler herbei, der sich auch nicht zwei Mal ermahnen ließ, sich's schmecken zu lassen.

„Habt Ihr noch keinen eigenen Ofen?" fragte die Wirthin von Neuem, indem sie fortwährend die roth, blau und gelb in der Sonne glühenden Scheiben bewunderte.

„Ja, das hat noch Zeit!" erwiderte wehmüthig der Maler. „Damit wird's wohl gehen, bis ich die Augen zudrücke. Wenn ich ein Paar Scheiben brennen will, so muß ich zu Andern laufen, die, um mit dem alten Simson zu reden, mit meinem eigenen Kalbe pflügen. Auch haben mir die Bauherren immer noch nicht die für drei Kirchen nöthig gewordenen Reparaturen zugesprochen, obgleich ich die Kostenberechnung schon vor einem halben

Jahr einreichen mußte. Wenn's so fortgeht, so komm' ich noch auf die Gasse!"

„A bah, Vater Müller", rief jetzt wieder Einer der Gesellen, „müßt Euch das nicht so zu Herzen fassen. Es weiß Jeder, wo ihn der Schuh drückt, und doch leben wir Alle noch! Bald wird's besser kommen; hui da, wenn's Krieg gibt, dann wird die schlechte, gottlose Welt schon etwas aufgeschüttelt werden und die braven Leute oben aufkommen. Gebt Acht, der alte Schäfer Thomas mit seinen sieben Weissagungen wird Recht behalten. Was kommt, wird Manchem heiß machen, und es kommen Zeiten, wo man wieder das Sieb und die Wurfschaufel gebraucht."

„Ja", entgegnete der alte Müller, und seine Knabenstimme schien einen metallenen Ton anzunehmen, „ich las jüngst im Propheten Daniel und möchte nicht mehr so alt werden, als ich bin, wenn diese Gesichte der Zukunft alle noch sollen erfüllt werden."

Diese Unterredung, welcher die Bibel, die Weissagungen des Schäfers Thomas, die jüngsten Ereignisse der Gegenwart und gewisse soziale Uebelstände als Grundlage dienten, spann sich zwischen Müller und den zurückgebliebenen Handwerkern noch eine Weile fort. Es war ein ergötzliches Chaos von Aberglauben, Unwissenheit, Gutmüthigkeit und gesundem Menschenverstand, das mich unwillkürlich lächeln machte. Erst als sein Wein bald zur Neige ging und der Braten vollständig verschwunden war, schlug Müller einen weniger trüben Ton an und kam, als die

Wirthin wieder eintrat, neuerdings auf seinen Brennofen und seine Verdienstlosigkeit zurück. „Wenn ich nur Jemand wüßte", rief er mit einer kräftigen Bewegung des Armes aus, „der mir riethe, wie ich es anfangen soll, um das zu erhalten, was mir vor Gott und der Welt gehört. Aber die Herren wissen halt Nichts davon, was Mangel und Armuth ist!"

„Ich weiß Jemand", sagte die Wirthin plötzlich mit freundlich erheitertem Gesicht, indem sie mit dem Finger auf mich hindeutete, „dieser Herr da ist gewiß so gut, Euch ein Schreiben an die Bauherren zu machen, das Hände und Füße hat und zum Ziele führt. Die Regierung war ja sonst nie übel gesinnt gegen Euch."

Bei diesen Worten drehte der Maler sich gegen mich um und ersuchte mich, ihm in seiner Angelegenheit einen Rath zu geben. Ich bat ihn um eine kurze Darstellung seiner Erlebnisse. Aus derselben ging Folgendes hervor. Er hatte als ganz junger Mensch von neunzehn Jahren in Schaffhausen zuerst wieder die fast verloren gegangene Kunst der Glasmalerei betrieben, von der uns das Mittelalter so herrliche Meisterwerke aufweist. Seine Leistungen hatten Aufsehen gemacht. Napoleon I. wollte den Jüngling nach Paris berufen; aber die damalige Regierung des Kantons Bern, dessen Bürger Müller war, ließ ihn nicht ziehen, sondern sicherte ihm in einem ehrenvollen Vertrag eine lebenslängliche Stellung zu, indem sie ihm die neuen Arbeiten und Reparaturen im Fache der Glasmalerei in sämmtlichen Kirchen ihres bedeutenden Territoriums über-

gab und ihm ein eigenes Atelier nebst Brennofen errichtete. Unter den Stürmen aber der damaligen politischen Umwälzungen und mehrerer Regierungswechsel gingen für den Maler diese Rechte theils verloren, theils wurden sie illusorisch. Er kam später zu dem Entschluß, sich einige Zeit in Lyon anzusiedeln, gerieth dort in die übelsten Vermögensverhältnisse und kehrte nach der Schweiz zurück, woselbst er, wie so mancher Künstler und Meister mit dem Geschicke kämpfend, nach und nach alt wurde, ohne je auf einen grünen Zweig zu kommen. Bei seinen Eingaben an die jetzige Regierung hatte er, statt einfach und kurz sein Anliegen vorzutragen, sich gewöhnlich in breiter Weise über sein unverdientes Geschick beschwert und sich wohl auch in bittern Klagen über diese und jene Machthaber ergangen. Ich machte ihn auf das Unpassende dieser Handlungsweise aufmerksam und entwarf ihm an Ort und Stelle eine kurze Zuschrift, welche sein Anliegen in wenigen Sätzen aussprach. Der alte Mann dankte mir bei seinem Weggehen auf's Beste und hatte, wie ich später erfuhr, bald darauf die Freude, seinen Wunsch wenigstens theilweise erfüllt zu sehen.

Als Müller fort war, erhob sich in einem Winkel der Stube eine, von mir bisher nicht bemerkte Gestalt, die mit gemessenen Schritten und fast zögernd auf mich zukam. Es war — der Bucklige. Er trug sein halbgefülltes Glas in der Rechten und fragte mit dem höflichsten Anstand, ob es erlaubt sei, sich ein wenig neben mich zu setzen, was ich natürlich gerne gewährte.

„Sie waren vorher so freundlich,“ sagte er mit tonloser, fast heiserer Stimme, „einem Manne mit Rath und That an die Hand zu gehen, der es wahrscheinlich verdient, weil es ihm offenbar in der Welt schlecht ergangen sein muß, ob aus eigener oder fremder Schuld, kann ich nicht beurtheilen. Nur so viel weiß ich, daß das Mißlingen unserer Pläne uns unsere Energie raubt; daß Energielosigkeit uns brodlos und arm, daß Armuth uns unglücklich, daß das Unglück uns muthlos, feig, ja werthlos für das Leben macht!“

Ich nickte ihm schweigend zu.

„Sehen Sie, mein Herr,“ fuhr er fort, „ich habe Aehnliches erfahren, und es würde mich freuen, wenn ich Ihnen einmal mein Schicksal in aller Kürze erzählen dürfte; denn ich habe Vertrauen zu Ihnen. Kommt dabei auch nichts Anderes heraus, so ist es doch tröstlich, sein Unglück in die Brust eines mitfühlenden Menschen auszuschütten, besonders wenn man es nicht selber verschuldet hat.“

Es war die Stunde, in der ich wieder an meine Geschäfte gehen mußte. Ich entschuldigte mich deshalb, nahm aber sein Anerbieten mit Freuden an und verabschiedete mich. Wir hatten ausgemacht, den folgenden Nachmittag um dieselbe Zeit in einer Gartenwirthschaft vor der Stadt uns zu treffen; an diesem Tage war ich frei und konnte mit Muße mich den Mittheilungen des Buckligen hingeben.

Als ich verabredeter Maßen in den mit dichtbelaubten

Bäumen geschmückten Garten zum „Maulbeerbaum" eintrat, woselbst um diese Zeit noch sehr wenig Gäste anwesend waren, saß der Bucklige schon da und erwartete mich mit lebhafter Ungeduld. Er kam mir entgegen und drückte mir die Hand; seine erloschenen Züge schienen sich zu beleben, indem sie sich mühsam zu einem freundlichen Lächeln verklärten. „Kommen Sie," sagte er, „hier sitzen wir im Schatten und haben die Aussicht frei auf den ganzen Garten." Nachdem wir uns ein frischschäumendes, klares Bier hatten bringen lassen, bat ich ihn, mir seine Erlebnisse zu erzählen und er stillte, indem sich eine Wolke auf seiner Stirne zu sammeln begann, meine Neugierde durch folgende Mittheilungen.

„Ich heiße Thomas John," hub er an, „und bin der Sohn armer aber redlicher Eltern aus einer Vorstadt von Wien. Sie sind längst dahingegangen, wo wir ausruhen von aller Müh' und Plage; aber beide stehen in diesem Augenblick so lebendig vor mir, als hätte ich sie gestern zum letzten Mal gesehen. Der Vater war ein Leineweber, die Mutter ging in den bessern Familien zum Waschen herum. Die Natur hatte mir von Geburt diesen eingedrückten Körper gegeben; aber weit entfernt, daß dieser Umstand die Liebe meiner Eltern zu ihrem einzigen Kinde vermindert hätte, wuchs sie vielmehr bei ihnen mit jedem Tag und mit jedem Jahr, als wollten sie mir die Verunstaltung meines äußern Wesens und die Neckereien, denen ich lange Zeit von Seite meiner Mitschüler ausgesetzt war, durch Zärtlichkeit und hin-

gebende Theilnahme vergüten. Sie brachten mich in eine der besten Schulen der Leopoldvorstadt, wo ich, nach Allem, was mir Eltern und Lehrer sagten, die besten Fortschritte machte. Im spätern Knabenalter beschäftigte ich mich eifrig mit Mathematik; Physik und Chemie waren meine Lieblingsfächer. Mein Eifer und Fleiß auf der polytechnischen Schule, in welche ich mittlerweile getreten war, brauchten nicht aufgestachelt zu werden; ausgeschlossen von dem heitern Spiel meiner Genossen und ihren gymnastischen Kraftübungen, verzehrte sich dafür mein Geist im Studium der geheimen Kräfte der Natur. Ich stand bei meiner elektrischen Batterie, bei meinen Retorten und Schmelztiegeln so vergnügt und glücklich wie die Kameraden auf dem Turnplatz oder auf dem Fechtboden; aber die einseitige Entwicklung meines Geistes auf Kosten des Körpers machte mich noch schwächer, als ich war, und durch das unaufhörliche Studium wurde auch das Licht meiner Augen getrübt. Meine Aussicht in die Zukunft war eben deßhalb keine heitere; aber ein jugendliches Muthgefühl und eine gewisse Sicherheit, die aus der Solidität meiner Kenntnisse entsprang, halfen mir über alle traurigen Verhältnisse hinweg.

Da starb unerwartet mein Vater an der Cholera. Im nämlichen Frühling, da die Mutter und mich dieser Schlag traf, war ich mit dem ersten Diplom aus der Schule getreten. Es hatte mir nicht an Anerkennung von Seite meiner Lehrer gefehlt; aber ich war ja arm, und meine Leibesbeschaffenheit schien da und dort ein Hinder-

niß für eine Anstellung im Staatsdienste zu sein. Der Tod des Vaters hatte die Mutter so erschüttert, daß sie ernstlich krank wurde. Ich mußte mich entschließen, zur Bestreitung unserer nothwendigsten Bedürfnisse Privatunterricht in der Mathematik zu ertheilen. Ein Jahr lang lag die Mutter zwischen Tod und Leben. In dieser traurigen Zeit erheiterte die Tochter eines im nämlichen Hause wohnenden Posamenters uns die trüben Tage. Sie besuchte oft meine Mutter und da ich es nicht versäumte, neben dem Unterricht meine theoretischen Kenntnisse durch praktische Versuche in der Mechanik und Chemie zu erweitern, so gewann sie nach und nach ein reges Interesse für mein geheimnißvolles Treiben und schien mir ihre Hochachtung und selbst eine tiefere Neigung nicht zu versagen. Sie hörte es gerne, wenn ich neben allem Jammer und Elend, die mich umgaben, mit Begeisterung davon sprach, mir durch meine erworbenen Kenntnisse eine sorgenlose Zukunft zu bereiten; sie schien öfter zu kommen, als früher, schien mich theilnehmender, inniger anzublicken, als vordem, — ach, ich nahm für Liebe, was ja doch nur Mitleid, nur Theilnahme war! Mein Herz loderte auf bei dem Gedanken, daß doch eine Seele, die zudem noch in einem herrlichen Körper wohnte, dem oft verkannten Thomas gehöre; daß das heftige Gefühl, welches in der Brust mir klopfte, erwidert werde; daß ich trotz meiner Mißgestalt glücklich werden sollte durch ein Weib, welches groß genug war, nicht nach äußerlichen Rücksichten, sondern nach der Bildung

meines Geistes, nach dem Maße meiner unersättlichen Wißbegierde zu urtheilen! Von diesem Augenblick an war mir Rosa ein höheres Wesen, ein Engel, der in die Niedrigkeit herabstieg, um meine Mutter zu pflegen und ihren Sohn zu trösten!"

John hielt einen Augenblick inne. Er schien seine innere Bewegung zu bemeistern, ergriff das Glas und leerte es beinahe in einem Zuge. Nachdem er sich etwas sonderbar geräuspert, fuhr er fort:

„Ich bin ein alter Narr, daß ich Ihnen solche Geschichten erzähle, aber ich muß wohl, wenn Ihnen mein bisheriges Leben und mein Unglück vollkommen klar werden soll. Ich liebte Rosa und fand Gegenliebe. Es war ein glückliches Jahr, während dessen wir das Feuer, das in unsern Herzen brannte, der Welt verbargen und blos uns selbst genug waren. Rosa's Eltern war ich nicht zuwider. Wenn ich einmal eine feste Stelle hätte, meinte der Vater, so werde sich die Sache schon machen. Diese Hoffnung wurde erfüllt. Meine Mutter war wieder leidlich gesund geworden; da sie aber wegen Nervenschwäche dem Waschen nicht mehr nachgehen konnte, so mußte ich ernstlich darauf denken, meine Kenntnisse in einer öffentlichen Stellung praktisch zu verwerthen. Nach einem Jahre gelang es mir, beim Eisenbahnbetrieb als technischer Beamter angestellt zu werden. Ich gewann eine besondere Vorliebe für den technischen Zweig des Telegraphenwesens, der, im Gegensatze zu dem Administrativen, reichlichen Stoff zum Nachdenken bietet.

Auf diese Weise in meinem Lieblingszweige beschäftigt, fand ich Gelegenheit, die Frucht mehrjähriger Studien auszubeuten.

Die Besoldung, die ich in meiner neuen Stellung erhielt, war eine geringe. Eben dies schien auf Rosa einen nichts weniger als günstigen Eindruck zu machen. Sie war fast um sechs Jahre jünger als ich, konnte die Verhältnisse des Lebens, das Spiel des Zufalls und die Launen des Glücks, das bald Diesen, bald Jenen beim Schopfe nimmt und ihn hebt oder stürzt, noch nicht ermessen; sie war ein Kind in Furcht und Hoffnung; aber sie blieb mir auch dann zugethan, als ich, um näher bei meinem Geschäfte zu sein, aus ihrem Hause zog und unsere Wohnung in eine andere Straße verlegte. Mehrere Jahre blieb ich in der mir angewiesenen, äußerlich sehr untergeordneten Stellung. Mein Verhältniß zu Rosa änderte sich in Nichts; ich besuchte sie oft, aber wir hatten es bis jetzt vermieden, uns auch nur in Gesellschaft der Eltern öffentlich miteinander zu zeigen. Nun war es am Vorabend eines der größern Wiener Volksfeste, als ich sie bat, mit mir den Prater zu besuchen. Sie wollte zuerst nicht; nach einigem Drängen jedoch von meiner Seite und als sich schließlich auch die Mutter noch zu mir schlug, willigte sie ein.

Es war das St. Anna-Fest und ein drückend heißer Sommertag. Ich hatte Rosa Nachmittags zu Hause abgeholt; sie war schön wie eine nach dem Regen frisch aufgeblühte Hagrose. Die Schamröthe, welche auf ihre

Wangen stieg, als Jedermann uns nachsah, während wir langsam durch die Straßen schritten, machte sie noch schöner. Ganz Wien war auf den Beinen. Eine ungeheure Menschenmenge erging sich in den riesigen Alleen des Praters bis hinaus zum Landungsplatz der ungarischen Dampfschiffe, die von Stunde zu Stunde neue Schaaren in höchst malerischer Tracht an's Land setzten. Im Wurstelprater tummelte sich das heitere, lebenslustige Volk herum, als wäre es vom Stich der Tarantel besessen, oder als hätte der Gott Bacchus es zu einem neuen Zug nach Indien eingeladen. Ich fühlte mich glücklich, auf diesem Strome der allgemeinen Freude zu schwimmen; ich war selig, an der Seite Rosa's durch das Gewühl der Fröhlichen zu schlüpfen und in der Gesellschaft dieser Tausende von Glücklichen zu sein; aber es entging mir nicht, daß Rosa im Gespräch etwas zurückhaltend gegen mich wurde, daß sie Bekannten auszuweichen suchte, daß sie erröthete, wenn sie zu bemerken meinte, es werde von uns Beiden gesprochen; ja, ich glaubte einen Zug von Befriedigung in ihrem Gesicht zu entdecken, als die Nacht einfiel und wir, weniger bemerkt, unter der ungeheuren Menschenmenge standen, die das große Kunstfeuerwerk mit ansehen wollte, welches alljährlich an diesem Tage der heiligen Anna zu Ehren im Prater abgebrannt wird.

Die letzten Funken des imposanten Schaustückes waren versprüht; eine Feuergarbe von Raketen der verschiedensten Lichtfarben stieg zum Schluß in den schwarzen

Himmel hinauf und verdunkelte die wenigen Sterne, die zwischen den sich ansammelnden Wolken flimmerten. Darauf zerstoben die Massen. Durch ein ungeheures Gewühl ging ich mit Rosa nach der Leopoldvorstadt zurück. Sie war etwas gesprächiger geworden und schwelgte noch in der verflogenen Herrlichkeit der Feuerbilder, die wir soeben mit angesehen.

Als wir beim Sperl vorüber kamen, sahen wir Alles zauberhaft erleuchtet. Ein Meer von süßen Tönen wallte uns entgegen, eine Tanzmusik, auf deren verlockenden Wogen sich die junge Wiener Welt mit Wollust schaukelte. Hier führten seit Jahren die Tanzkönige Strauß und Lanner ihre Szepter und übten ihre unwiderstehliche Herrschaft über das Reich der musikalischen Geister. Ich machte Rosa den Vorschlag, hineinzugehen; von dem Zauber dieser Sirenentöne gefangen, sagte sie ja, und wir ließen uns bei einer Flasche Tokaier nieder. Es dauerte nicht lange, so kam ein junger Mann auf uns zu, dessen ganzes Wesen trunkene Freude athmete. Ein schlanker Wuchs zeichnete ihn ebenso aus, wie ein hübsches Gesicht und seine angenehmen Manieren; er bat Rosa mit vielem Anstand um einen Tanz und wußte in verführerischen, honigsüßen Worten die Lieblichkeit des eben beginnenden Walzers zu schildern. Rosa sah mich fragend an; ich konnte nichts dagegen einwenden, denn ich selber hatte nie tanzen gelernt, und hätt' ich's gekonnt, so würde meine verschrobene Gestalt nur eine höchst lächerliche Figur gemacht haben. „Tanze nur,

Rosa," sagte ich kleinlaut und mit halbem Aerger, während der junge Mann, der ungefähr so alt wie das Mädchen sein mochte, halb höhnisch, halb mitleidig über meinen Rücken hinschaute.

Der Tanz begann. Es war richtig: ein bezaubernder Liebreiz lag in dem Stück. Die hundert Paare schwebten wie trunkene Götter auf den silbernen Tonwellen; auch die Leiber der Ungeschlachten nahmen etwas von der Grazie dieser Melodie in sich auf und selbst das unschöne Gesicht glänzte wider von einem Strahl der himmlischen Kunst. Rosa schwebte an der Seite des Jünglings dahin wie eine Sylphide. Ein Schatten von Neid überflog mein Gemüth, als ich gewahrte, daß ihre volle Schönheit, der ganze Adel ihres Wesens erst in diesem wogenden Rhythmus des Tanzes so recht sichtbar wurde. Der junge Mann war berauscht von dem Glück, ein so holdes Wesen in seinen Armen zu wiegen. Ich selber mußte mir gestehen, daß die beiden zusammen paßten; denn auch er war wohlgebildet. Indem ich diesem Gedanken länger nachhing und dabei fortwährend trank, während die Andern tanzten, entfesselte sich in mir, erst leise, dann mit immer stärkerm Andrang ein Gefühl, das ich noch nie gekannt hatte. Eine fürchterliche Eifersucht stieg in meiner Seele auf und setzte allgemach mein ganzes Inneres in Flammen. Als der Tanz beendigt war und Rosa am Arm ihres Begleiters zurückkam, wollte ich aufbrechen; aber sie bat so kindlich und warm, noch eine Weile zu bleiben, daß ich nicht

umhin konnte, nachzugeben. Ihr Kavalier hatte den Takt oder die Schlauheit, sie für den folgenden Polka nicht einzuladen; dagegen stellte sich sofort ein anderer ein, dessen Werbung Rosa mit dem gleichen freudestrahlenden Blicke entgegennahm. That ich ihr Unrecht? War es blos der sinnliche Reiz dieser bestrickenden Musik, den sie so mächtig empfand, oder war es eine schlimme Gefahr für sie und mich, deren leises Heranschreiten das unbewachte Herz des jungen Mädchen nicht ahnte?

Wieder tönten die verlockenden Geigen, wieder schmetterten die Trompeten, und des Jubels war kein Ende. So ging es fort, ein paar Stunden lang. Ich hatte mich Rosa's Bitten, deren Verlangen zu bleiben mit jeder Viertelstunde größer wurde, nicht entwinden können; ich mußte zusehen, wie sie mit dem jungen Menschen, der sie zuerst in den wirbelnden Strudel hineingerissen hatte, bedeutungsvolle Blicke wechselte, schäckerte, lachte und zuletzt fortwährend mit ihm allein tanzte. Ich konnte nicht an eine so plötzliche Umwandlung in Rosa's Wesen glauben, und doch sah ich mich verachtet, zurückgesetzt, hintergangen. Ich wollte mir keine Blöße geben, wollte mir nichts merken lassen; aber ich fühlte, daß das Blut aus meinen Wangen zurückgetreten war, daß ich von Zeit zu Zeit aus verhaltener Wuth zitterte, daß meine Blicke wie Gluthpfeile in dem großen, von zwanzig Kronleuchtern überstrahlten Raum umherschossen. Ein fürchterlicher Groll war erwacht in meiner Brust; von Minute zu Minute wuchs er drohender an, und ich weiß nicht,

wessen ich fähig gewesen wäre, hätte mir der Himmel nicht zur rechten Zeit einen Bundesgenossen gesandt, der mich aus meiner peinlichen Lage befreite und mich wahrscheinlich vor einer Dummheit beschützte.

Mitten in den betäubenden Schall der Instrumente hinein murrte nach und nach ein ferner Donner. Immer näher rückte seine Stimme; der schwarze Himmel ward von einem beständigen Feuer durchbrochen, und es blieb kein Zweifel übrig, daß ein mächtiges Gewitter im Anzug sei. Der fortwährend im Feuer stehende Horizont, das Rollen des Donners, der jetzt mit Heftigkeit sich erhebende Wind war ein Abbild meines Innern. Es war mir wohl bei diesen Aeußerungen der grollenden Natur; mein Gemüth stimmte in diese wilden Harmonieen mit ein, welche Denen, die mich mit Verachtung höhnten, die kindische Freude verderben sollten. Aber das Tanzen währte fort. Rosa war von einem bösen Traum umfangen; von unsichtbaren Banden gehalten blieb sie, wie die Andern, eine Beute des tückischen Stromes, dem sie sich anvertraut. Meine Worte hatten keine Gewalt mehr über sie. Es war, als hätten die Musiker eine Wette eingegangen, den Himmel zu übertönen, als hätten die rasenden Schwimmer auf dem Meere dieser verführerischen Klänge einen Bund gemacht, den Zornruf des Unwetters mit dem Schrei der Lust zu betäuben. Plötzlich zuckte ein greller Blitz herab und ein fürchterlicher Donnerschlag machte das ganze Haus und alle Scheiben zittern. Bestürzt flogen die Tänzer auseinander; aber nur für

einen Augenblick, denn es war ja nur ein kalter Schlag gewesen — und fort ging der wilde Wirbel. Draußen prasselte der Regen in Strömen nieder; es war jetzt am wenigsten für Rosa an ein Fortgehen zu denken. Die Heftigkeit des Gewitters war immer noch im Zunehmen; Blitze auf Blitze schossen herab, entsetzliche Schläge machten die Luft wie von Kanonendonner erdröhnen. Jetzt erst erinnerte ich mich an meine Pflicht und daß mir unter Umständen übertragen war, die Apparate der Centraltelegraphenstation im Auge zu behalten und zu untersuchen, ob nicht durch die angehäufte Elektrizität in der Luft für dieselben, sowie für das Lokal und die ganze Leitungskette Gefahr drohe. Sowie mir diese Pflicht klar wurde, stürzte ich auf Rosa zu, die mit glühendem Gesichte eben aufathmend in der Reihe stand, und sagte ihr, daß ich für einen Moment hinaus müsse, um die Apparate zu untersuchen, daß ich aber bald wiederkehren werde. Diese Nachricht schien sie nicht im mindesten bestürzt zu machen; sie nickte und gab mir die Hand, indem sie mir noch etwas nachrief, das ich bei der Eilfertigkeit, womit ich davon stürmte, nicht mehr verstehen konnte.

Unter strömendem Regen langte ich im Centralstationshofe an. Hier fand ich einige von unsern Arbeitern, die ebenfalls herbeigeeilt waren, um nöthigenfalls Hülfe zu leisten. Als ich das Bureau aufschloß, bot sich uns ein seltenes Schauspiel dar. An den Spitzen und Ecken der Apparate erblickten wir elektrische Strahlenbüschel; zu unserm Schrecken gewahrten wir, daß der Telegraph

in Thätigkeit und der dünne Nebenschließungsdraht, an der Stelle, wo er in die Hauptleitung einmündet, vollständig abgeschmolzen war. Ich hatte kaum Zeit, mich dem Telegraphen zu nähern, als dicht an demselben, an einer Winkelbiegung des Drahtes, ein armsdicker, zwei bis drei Fuß langer blauer Feuerstrahl mit einem Pistolenschuß ähnlichem Knall heraussprang. Das Nämliche wiederholte sich, so oft Blitz und Donner gleichzeitig wahrgenommen wurden. Ich begriff in diesem kritischen Augenblicke, daß zur Sicherung des Hauses eine außerordentliche Maßregel ergriffen werden müsse. Ein glücklicher Einfall kam mir zu Sinne. Ich entschloß mich, die Drähte in einem ruhigern Momente auszulösen, sie mit den städtischen Gasröhren in Verbindung zu bringen und so den gewaltigen elektrischen Strom ruhig in die Erde zu leiten. Als wir mit der Arbeit fertig waren und dabei fortwährend die elektrischen Entladungen in den Armen und Schultern als ein stechendes Schmerzgefühl empfanden, wurden wir plötzlich, nach einem neuen heftigen Blitzstrahl, wie vom Schlage einer starken Batterie zu Boden geworfen. Ich hatte nicht die Kraft, mich sogleich wieder zu erheben; denn mein rechter Arm war wie gelähmt. Dagegen brachten die Arbeiter, denen ich, auf dem Boden sitzend, meine Befehle gab, das Werk endlich zu Stande und die Gefahr war glücklich abgelenkt.

Ich sollte nicht mehr zu Rosa zurückkehren, sie nicht mehr sehen! Die Erschütterung hatte meinen ohnehin schwachen Körper so angegriffen, daß ich mich von den

Arbeitern in meine Wohnung führen lassen mußte. Nachdem dies geschehen, gab ich einem von ihnen den Auftrag, nach dem Sperl zu eilen, die Tochter des Posamenters über das Vorgefallene aufzuklären und sie nach Hause zu geleiten. Es war nicht nöthig. Der Mann kam nach einer kleinen Weile zurück; er hatte Rosa nicht mehr im Sperl gefunden. Die Musik war der Gewalt des Gewitters wegen aufgehoben, die Lichter gelöscht worden; nur ein Theil der Fröhlichen war nebenan auf kurze Zeit in einem kleinern Saale zurückgeblieben, worauf sie sich ebenfalls langsam zum Nachhausegehen anschickten.

Ich schlief die ganze Nacht hindurch wenig. Mein Geist verzehrte sich in Eifersucht und wirren Träumen. Ich fiel in ein böses hitziges Fieber, aus dem ich mich erst nach drei Wochen wieder erhob. Trauriges Genesen! Wäre ich dem Anfall der Krankheit erlegen, so hätte keine solche Last von Unglück auf mich gewartet! Während meine Mutter mich mit Sorgfalt gepflegt hatte, war Rosa nie an mein Krankenbett getreten. Die Mutter war freilich in der Dämmerung des ersten Abends hingegangen, um meinen Zustand zu melden; sie erzählte mir aber, sie habe eine sehr kühle Aufnahme und Rosa in vertraulicher Unterhaltung mit einem jungen Menschen gefunden, welcher der Beschreibung nach Niemand anders sein konnte, als der schlanke Tänzer vom Sperl.

Doch, was soll ich diese Wunde wieder aufreißen, unterbrach sich John. Sie hat mich lange genug geschmerzt und gebrannt; ich will Ihnen Alles mit zwei

Worten sagen. Rosa wurde in kurzer Frist mit dem jungen Buchbinderssohn aufgeboten und fast in Hast demselben angetraut."

Der Bucklige schwieg eine Weile. Er setzte mechanisch das Glas an den Mund und trank. Ich wollte seinen Schmerz, der noch keineswegs ein Gegenstand der bloßen Erinnerung geworden war, nicht durch eine Zwischenrede stören. Nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Der Tag, der mir dies Unglück brachte, bescheerte mir auch ein Glück. Das Gewitter vom St. Annafest hatte in einem Umkreis von zwanzig Meilen furchtbare Verheerungen in den Telegraphenverbindungen angerichtet. Die Drähte waren vom Blitze zerrissen, viele Tragpfähle gespalten oder in Stücke zersplittert. Es war nicht unbekannt geblieben, daß ich die Centralstation vor einem großen Unfall bewahrt hatte. Das Direktorium dankte mir dafür in einem verbindlichen Schreiben, worin es mich gleichzeitig zum Ingenieurassistenten der Wiener Centralstation ernannte.

Die Ernennung zu diesem Posten kam eben zur rechten Zeit, um mich aus einer Stimmung zu retten, deren Trübheit an Stumpfsinn und Verzweiflung grenzte. Der Tod meiner treuen Mutter, der inzwischen erfolgt war, und Rosa's Untreue hatten mich in die düstersten Tiefen der Melancholie versenkt. Die Tage kamen und gingen, — ich verrichtete Monate lang meine Geschäfte sozusagen in einem blos mechanischen Takte; des Nachts quälten mich die Bilder der Vergangenheit und die noch

wesenlosen Schatten der Zukunft. Aber nach und nach erstarkte ich innerlich wieder. Wenn Alles in der Welt uns niederschlägt, wenn unser Glaube selbst zu wanken beginnt, — Eines gibt es noch, das uns aufrecht hält, es ist die Arbeit und die Pflicht, welche uns dazu aufruft. Nur der Mensch ist wirklich unglücklich, der nicht mehr arbeiten kann! Es liegt eine Zauberkraft in der Arbeit, die uns heraushebt über alle bittern Erfahrungen des Lebens, die unsere Nerven kräftigt, unser Herz wieder jung macht! Ich empfand bald den Segen, den mir meine neue Stellung verschaffte. Wie manchem Menschen mangelt blos eine passende Stelle, in welcher sich seine gesunkenen geistigen und sittlichen Kräfte wieder heben könnten; wer zur Trägheit und zum Nichtsthun verdammt ist, muß über kurz oder lang jeden Halt verlieren.

Ich hatte bereits mehrere Jahre in meinem Amte zugebracht. Neue Pläne waren in meinem Geiste emporgestiegen; sie hatten mein ganzes Dasein wieder erfrischt, und oft fand mich das erste Morgengrauen noch bei Studien und Versuchen, welche das Glück meines Lebens, die Hoffnung meiner Zukunft ausmachten. Ich trug mich mit einer großen Erfindung im Gebiete der Telegraphie und hatte Grund genug, zu glauben, daß es mir nach vielen vergeblichen Mühen und Täuschungen gelingen werde, das Ziel dennoch zu erreichen. Und ich habe es erreicht. Wenn ich Sie durch ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand nicht allzusehr ermüde, so will ich fortfahren und meine Erzählung zu Ende bringen."

Ich versicherte John, daß ich mit der größten Aufmerksamkeit ihm folgen werde, und er fuhr fort:

„Sie wissen, daß der Morse'sche Telegraph gegenwärtig, nachdem er in Europa zur größten Vollkommenheit gebracht worden, unter allen telegraphischen Apparaten am meisten in Anwendung ist. Während früher hauptsächlich die Nadel- und Zeigerapparate im Gebrauche waren, erfand Morse während seiner ersten Rückreise von Europa nach Amerika einen Drucktelegraphen und entwarf dazu ein System von Zeichen, das aus Verbindungen von Punkten und Linien bestand. Dieser neue Telegraph wurde schon 1835 von Morse seinen Freunden vorgezeigt und im darauf folgenden Jahre in der City von New-York öffentlich ausgestellt. Morse hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen; erst im Jahre 1843 gelang es ihm, eine Unterstützung der Regierung von 30,000 Dollars zu erhalten, um eine Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore zu errichten. Am 27. Mai 1844 wurde die erste telegraphische Depesche mit dem Morse'schen Apparat auf genannter Linie befördert. Dieser Telegraph, die Erfindung eines Amerikaners, kam in allen Ländern in Gebrauch und erwies sich bis jetzt für die Korrespondenzen des Staates und den allgemeinen Verkehr der Nationen überhaupt unter allen andern telegraphischen Vorrichtungen am meisten praktisch. Morse selbst verlebte den Rest seiner Tage in der Nähe von Poughkeepsie zu New-York, geehrt und belohnt von allen Nationen, bei denen sein Name stets im Andenken bleiben wird.

Der Morse'sche Telegraph, bei welchem die Zeichen mittelst eines Stiftes bleibend in's Papier eingedrückt wurden, zeigte gleichwohl einige wesentliche Uebelstände. Für's Erste nahm das Ablesen einer durch den Stift erzeugten Schrift die Sehkraft der Telegraphisten so sehr in Anspruch, daß Viele, auch im besten Alter, der geschwächten Augen wegen auf das Ablesen von Depeschen verzichten mußten, und Andere aus gleichem Grunde diesen Dienst gar nicht antreten konnten. Sodann mußte die Aufstellung eines solchen Stiftapparates dem Gesetze vom auffallenden Licht auf die Schrift streng unterworfen werden, um die Erhabenheiten durch den Schatten dem Auge sichtbar zu machen; da sich hiezu das Oberlicht gar nicht eignet, so mußten die Lokale mit einer Seitenbeleuchtung versehen werden. Diese Hauptübelstände, sowie andere, die ich übergehe, waren eine hinreichende Ursache zum Forschen nach Apparaten, die auf andern Prinzipien beruhten. Und so entstanden Schreibapparate, die die Schrift dadurch erzeugten, daß der Stift nicht in das Papier drückte, sondern nur darauf ruhte, während das feuchte, chemisch präparirte Papier, denselben berührend, sich beim Telegraphiren fortbewegte. Der elektrische Strom in der Spitze des Stiftes wirkte zersetzend auf das Präparat und erzeugte, je nach der Zeitdauer des Flusses der Elektrizität, farbige Striche und Punkte. Obgleich durch diese sogenannten chemischen Apparate die früher erwähnten Uebelstände beseitigt erschienen, so führte dieses neue Prinzip wieder andere Nachtheile mit sich, die es

unmöglich machten, daß sie in allgemeinen Gebrauch übergingen, und der Wunsch und das Bestreben nach einer vollkommenern Erfindung, wurde nur um so lebhafter.

In meinem neuen Wirkungskreise lag mir vor Allem ob, vorkommende Mängel oder Fehler in der Leitung oder den Apparaten, soweit sie einen schädlichen Einfluß auf das Telegraphiren ausübten, aufzusuchen und sie zu beseitigen, womit ich gleichzeitig die Betrachtung verschiedener Wechselfälle des elektrischen Stromes verband. Ermuthigt durch meine technischen Kenntnisse und meine bereits gemachten Erfahrungen, verfiel ich auf den Gedanken, einen Telegraphen mit Schwarzschrift zu erfinden. Ich experimentirte nach allen Richtungen. Wie weit ich Anfangs von dem eigentlichen Ziele entfernt war, sah ich nicht voraus, und obwohl ich an neuen Ideen, die zur Lösung der mir gestellten Aufgabe führen konnten, nicht erschöpft war, so drohte doch der Mangel an Geldmitteln meine Ausdauer zu lähmen und nach mehrjährigem Fleiße schienen meine Hoffnungen vernichtet. Der Zustand meiner physischen Kräfte vermehrte meine Besorgnisse um die Zukunft, indem jene offenbar nicht ausgereicht hätten, meine Stelle als Ingenieur-Assistent so lange zu versehen, um bei eintretender Dienstunfähigkeit eine kleine Pension als bescheidenen Lebensunterhalt beanspruchen zu dürfen.

Ungeachtet all dieser Hindernisse und Sorgen gelangte ich endlich durch neue Studien und Versuche zu einem endgültigen Resultate. Ich will Sie mit einer technischen Darstellung desselben nicht ermüden. Die Hauptsache ist,

daß ich erkannte, die Farbe selbst, in der Art und Weise, wie sie benutzt wird, spiele eine größere Rolle, als der Mechanismus, der sie dem Papier mittheile. In Anwendung dieses Grundsatzes gelangte ich schließlich zu einer Methode, die darin bestand, daß ein in einem mit Farbe gefüllten Gefäße rotirendes Rädchen, in der Form einer messingenen Scheibe, welches der elektrische Strom an das Papier zog, mit seiner benetzten Stirnfläche, ohne daß es das Gefäß verlassen oder aus der Farbe treten konnte, das telegraphische Zeichen gab.

Ich hatte mich in der Hoffnung, nach fünfjährigen Anstrengungen das Problem gelöst zu haben, nicht getäuscht. Im Jahre 1854, nachdem ich ein Privilegium in Oesterreich gelöst hatte, trat ich mit meiner Erfindung in Wien auf, um dieselbe dem allgemeinen Urtheil anheimzustellen. Da mein Prinzip zur Erzeugung einer farbigen Telegraphenschrift von allen damals bekannten Prinzipien als das beste anerkannt wurde, so reiste ich im Oktober 1856 nach Paris, um dort mein Glück mit dieser Erfindung zu suchen, da ich ohnehin aus Gesundheitsrücksichten gezwungen war, dem bisherigen Dienste zu entsagen.

Am 15. desselben Monats erhob ich in Paris und gleichzeitig in England und Belgien auf meine Erfindung Privilegien. Allein es fehlte mir an Geldmitteln, um dieselben durch eine große Unternehmung für mich nutzbar zu machen.

In meiner Bedrängniß," fuhr John fort, „wandte

ich mich an die «Société d'encouragement pour l'industrie nationale» in Paris. Diese prüfte meine Erfindung, und nachdem es sicher festgestellt war, daß dieselbe in jeder Beziehung neu sei, veröffentlichte sie darüber in ihrer Zeitschrift vom März 1857 einen Bericht und beschloß einstimmig, mich mit einer Preismedaille zu ehren. Auf diese wissenschaftliche und moralische, nachdrückliche Unterstützung hin war es mir möglich, mit einem Mechaniker in Geschäftsverbindung zu treten und die Erfindung nutzbringend zu machen. Ich lebte neu auf. Es wurden die von Spanien, Portugal, Sardinien und der Türkei bestellten Apparate angefertigt und auch dorthin versendet, während ich zwei in England und einen in Belgien selbst veräußerte und so den Anfang zu einer neuen Existenz machte.

Da tauchte, zehn Monate nach dem Empfang meines Privilegiums, in Paris ein Mechaniker auf mit einem Patent für eine von meinem Apparate zwar gänzlich abweichende Konstruktion eines Telegraphen-Schreibapparates, die aber ein- und dasselbe Prinzip, d. h. ein sich während des Telegraphirens mit Farbe benetzendes Rädchen enthielt, zur Erzeugung der telegraphischen Schrift.

Ungefähr zur gleichen Zeit bestellte der Minister Fould zweihundert Apparate mit der Bemerkung: da der Apparat zweierlei Erfindungen in sich fasse, so solle nach einer und derselben Form sowohl ich als auch der Gegner jeder hundert Stück abliefern; im Fall aber Beide mit dieser Art der Bestellung nicht einverstanden wären,

solle keine Ablieferung geschehen, bis auf dem Rechtswege entschieden sei, wem das Recht der Ablieferung von zweihundert Apparaten zustehe, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu werden, daß vielleicht in Gebrauch gesetzte Apparate konfiszirt würden. In meiner noch sehr schwankenden Lage suchte ich die Angelegenheit durch ein einfaches und billiges Auskunftsmittel zu lösen. Ich begab mich zu meinem Gegner und erklärte ihm, daß ich ihm die Ausführung sämmtlicher zweihundert Stücke überlasse; nur verlangte ich von ihm für die Anwendung des Rädchens nach meiner Erfindung, daß er, gemäß meinem Privilegium, einen kleinen Zuschlag zu seinem Fabrikate mache, den ich als Nutzen meiner Erfindung betrachte. Ich verlangte einen Nutzantheil für jeden der Apparate, die er wo immer, im In- oder Auslande, abliefere, wurde jedoch zu meiner größten Bestürzung mit der Behauptung abgefertigt, meine Erfindung sei, mit Hinsicht auf das Morse'sche Privilegium, nicht neu, und es stehe daher jedem Mechaniker zu, das Rädchen anzuwenden. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Meine gerichtlichen Schritte vor dem tribunal correctionnel in Paris schlugen fehl. Wie sehr in Frankreich meine Erfindung willkommen war, beweist der Umstand, daß der Präsident des Tribunals die Verhandlungen der Klage damit begann, daß er ein Blatt Papier mit den Worten in die Höhe hob: „Der Generaldirektor wünscht schleunigst einhundert Apparate nach der Konstruktion des Gegners. Die Verhandlungen über die Klage müssen daher schnell beendigt

werden.“ Die Sache war auch nur zu schnell abgethan! Es wurde mir gegen alle Vermuthung jede Untersuchung durch Sachverständige verweigert, also der einzige und beste Beweis durch Experte unrechtmäßig entzogen, und ich überdies zur Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten und zur Entschädigung von tausend Franken an den Beklagten verurtheilt. Mein Vertrauen in die Gerechtigkeit der französischen Gerichtsbehörden war dennoch nicht erschüttert; allein auch der Appellationshof bestätigte das Urtheil, ohne eine Expertise zu gestatten. Und dies geschah in einem Staate, der für die Industrie durch Weltausstellungen Sorge trägt und des Ruhmes genießt, daß Privilegien auf künstlerisches Eigenthum gesetzlich garantirt und Erfindungen geachtet werden. [1])

Die Folgen des Urtheils stellten sich bei mir bald ein; denn gleichzeitig mit der Entziehung des Produktes meines Fleißes verlor ich auch meine Erwerbsquelle. Statt in meinen vorgerückten Jahren auszuruhen, habe ich mit den bittersten Nahrungssorgen zu kämpfen und trage das schmerzliche Bewußtsein mit mir herum, daß, während meine Erfindung in ganz Europa eingeführt ist und sich in allen Richtungen als vortheilhaft bewährt, ich selber ohne Lohn und ohne Dank in meinem Alter kummervoll zu Grunde gehe!“

[1]) Obige Mittheilungen aus John's Prozeß sind sämmtlich authentische Thatsachen; das Prioritätsrecht John's ist demselben in dem berühmtesten Werke über Telegraphie von Dr. Schellen, Braunschweig 1861, 3. Auflage, S. 279 ausdrücklich zugesichert, und die Gebrüder Digney in Paris werden als die spätern bezeichnet.

John hielt bei diesen Worten inne. Das Gefühl seiner Lage übermannte ihn der Art, daß er weinte und in ein leises Schluchzen ausbrach, welches er mit seinem Taschentuche zu ersticken suchte. Ich nahm seine Hand, drückte sie und sprach ihm Muth ein. Er erholte sich auch wirklich nach einer Weile und schloß hierauf seine Erzählung, die auf mich durchaus den Eindruck der reinsten Wahrheit machte, mit folgenden Mittheilungen.

„Es bleibt mir", sagte er, „noch übrig, Ihnen zu melden, was ich selber in meiner Angelegenheit auf diplomatischem Wege gethan habe.

Im Jahre 1860 erhielt ich von der Société d'encouragement die mir zuerkannte Ehrenmedaille, bei welcher Gelegenheit sie sich, in ihrer Zuschrift vom März 1860, auf den zwei Jahre vorher stattgehabten Prozeß zwar beruft, aber dennoch auf das Verdienst, welches mich dieser Auszeichnung würdig gemacht habe, hinweist und namentlich die Vortheile meiner Erfindung neuerdings hervorhebt. Diese mir von technischer Seite erwiesene Gerechtigkeit verfehlte nicht, in mir, bei meiner ohnehin peinlichen Lage, den schmerzlichsten Eindruck hervorzurufen und die bitterste Stimmung in der Tiefe meines leidenschaftlichen Strebens zu erregen. Durch Vermittlung der kaiserlich österreichischen Regierung stellte ich meine Sache jetzt der französischen Regierung vor und legte auch die Medaille zur Verfügung bei, im Falle mein Anspruch auf Entschädigung wider Erwarten nicht gutgeheißen werden sollte. Fürst Metternich trug im Vereine mit dem

Grafen Persigny mein Gesuch dem Kaiser Napoleon vor, und Seine Majestät überwies meinen Prioritätsanspruch zur Untersuchung an den Generaldirektor Bugy. Es war im Februar 1863, als ich durch die k. k. österreichische Gesandtschaft meine Medaille mit dem Bemerken zurückerhielt, daß meine Angelegenheit, durch den Grafen Persigny befürwortet, dem Machtspruche Seiner Majestät des Kaisers entgegengeleitet worden sei. Die Untersuchung, die ermitteln sollte, ob meine Erfindung neu sei, ob ich die Medaille verdiene, ob mein Privilegium rechtsgültig und der Anspruch auf Schadenersatz rechtlich begründet sei oder nicht, war somit vorüber, ja so zu meinen Gunsten, wie die Zuschrift der österreichischen Gesandtschaft erwähnt, daß darüber keine Zweideutigkeit zulässig war. Und was geschah nun? Seitherige Nachfragen wurden von der französischen Gesandtschaft in Wien nicht mehr an die französische Regierung befördert, und auf den Entscheid hingewiesen! Frankreich läßt mich stillschweigend ohne Entschädigung darben. Seit Jahren habe ich mein Leben durch wenige Wohlthäter gefristet und habe keine Aussicht, in meinen alten Tagen die Gesundheit wieder zu erlangen, die in Folge von Entbehrungen gänzlich untergraben ist. Den Verstorbenen errichtet man Monumente, während ein Denker der Zeit Mangel leidet und dem traurigsten Elend geopfert wird! Die Gegenwart muß Zeuge sein, wie Träger der Kunst und der Wissenschaft jämmerlich zu Grunde gehen, und dann — vielleicht nach dem Tode verewigt werden; gibt es noch eine Gerechtigkeit, die über

den Schicksalen der Völker, über den Verdiensten des Einzelnen waltet? Ich habe den Glauben daran verloren, das ist mein tiefster Schmerz, das mein bitterster Gram, der tödtlich an meinem Leben nagt!" —

John hatte seine Erzählung geendet und die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen. Die letzten Strahlen der Sonne, die durch das Blätterdunkel leuchteten, in welchem wir saßen, und die uns mit einem sanften, grünen Licht umspielten, hatten nicht vermocht, das Herz des Buckligen zu erheitern. Im Gegentheil, er nahm gerade hievon Anlaß, sich noch stärker auszusprechen. „Sehen Sie diese schöne Beleuchtung", sagte er. „Ich muß mir Gewalt anthun, daß ich mich nicht weich stimmen lasse. Das ist eben der Fluch, der auf einem durch solche Schicksale verbitterten Gemüthe liegt, daß, wenn die Natur es mit Muttergüte an sich zu ziehen und zu heilen sucht, es weiß, daß keine Heilung möglich ist! Warum soll ich mich einer Täuschung hingeben?"

Ich bezeugte dem armen, Jahre lang durch die Hauptstädte Europa's gehetzten, brodlosen Mann meine innigste Theilnahme und versprach ihm, zur Erleichterung seiner Tage zu thun, was ich könnte. „Ja", rief ich, „das Recht und die Kunst gehen öfters betteln. Aber es gibt einen Richter, der unbestechlich ist: die öffentliche Meinung und die Nachwelt."

Ein trübes, ironisches Lächeln umflog die dürren Lippen des Buckligen. Er starrte wie gedankenlos in den Tisch hinein. Endlich sagte er: „Es liegt ein gewisser

Trost darin, daß es mir nicht allein so ergangen ist, daß ich mit Andern leide. Hat mir doch gerade die Erzählung des alten Glasmalers, die ich gestern mit anhörte, die Zunge gelöst!"

„Ich weiß noch einen Andern", fügte ich hinzu. „Kennen Sie den großen schweizerischen Mechaniker Bartholomäus Rechsteiner aus Urnäsch im Appenzellerlande?"

„Nein!" erwiderte John und sah mich forschend an.

„Rechsteiner", fuhr ich fort, „gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen, bei denen der angeborene Funke des Genies selbst unter den widerstrebendsten äußern Umständen zur Flamme auflodert. Arm von Herkunft, weckte zuerst die Beschäftigung in einer Fabrik, worin er als Knabe arbeitete, seinen mechanischen Sinn; doch konnte er diese Bahn nicht verfolgen, da er als Bäcker- und Müllerbursche zu arbeiten genöthigt war. Durch tausendfache Entbehrungen brachte er es später dahin, Uhrmacher, Maschinenbauer und Künstler zu werden. Ihm allein gelang es, die mechanische Ente des berühmten Vaucanson, von dem Voltaire sagte, er habe als zweiter Prometheus den Göttern einen Schöpfungsfunken abgerungen, nach jahrelangen Studien in Mailand wieder herzustellen. Rechsteiner steht noch höher als sein berühmter Vorgänger; denn er selber verfertigte gleichfalls einen, auf ganz anderer Basis ruhenden Automaten, ebenfalls eine Ente, die in ganz Europa als ein Meisterstück der seltensten Art bewundert wurde. Der unfruchtbare Triumph der Mechanik bei diesem Kunstwerk genügte indessen dem Appenzeller

nicht; er stellte in Konnewitz bei Leipzig eine selbstthätige Schraubenmaschine her, welche ohne alle Beihülfe der Menschenhand durch eine zusammengesetzte, höchst sinnreiche Einrichtung dreißigtausend Arten von Schrauben verschiedener Länge und Stärke zum Gebrauche bei Metallarbeiten mit höchster Genauigkeit verfertigte. Seine nie dagewesenen Werke trugen ihm die Medaillen von Amerika, England, Frankreich, Bayern und Sachsen, sowie das Bürgerrecht des letztern Staates ein und jetzt ist er in Folge eines von seiner Seite zu hitzig und zu zäh verfochtenen Prozesses, wie er selbst in einer Schrift sagt, worin er diesen Rechtsstreit veröffentlicht hat, statt ein Millionär, ein Bettler geworden. Seine Werke stehen still, sind eingerostet und können von dem unter Kummer und Sorgen gebeugten Manne nicht mehr hergestellt werden!"

„Es ist das alte Lied", sagte John finster, „ich mag nichts mehr davon hören. Aber da ist mir plötzlich ein neuer Gedanke gekommen", fuhr er fort und sein Auge leuchtete wie ein Blitz in düsterer Nacht. „Ich will, wie Rechsteiner, eine kurze Schrift an alle Souveräne ausgehen lassen, worin ich mein Recht behaupte; dann kann ich vielleicht ruhiger sterben."

Es war schon dunkel, als wir nach der Stadt zurückkamen und John auf seine Sternwarte stieg. Ich sah ihn die folgenden Wochen öfters; er arbeitete an seinem Memorial, wie er es nannte, an die Souveräne Europa's, und kam damit bis Mitte Sommer zu Stande. Dasselbe

war in einer ruhigen und würdigen Sprache abgefaßt und trug den Stempel der reinen Wahrheit. John versprach sich viel davon und schien innerlich zufrieden zu werden. Ich sah ihn häufig auf seinem Gesimse sitzen; der warme, wolkenlose blaue Himmel, der stolz in die Luft emporwirbelnde Rauch der Kamine, die Aussicht auf die Morgens und Abends wie Rosenbüsche aufglühenden Hochgebirge schienen seiner Seele wohlzuthun. Aber der arme Bucklige saß umsonst auf seinem Gesims und schaute nach der Friedenstaube, die ihm den grünen Oelzweig brächte. Nur die Raben und Fledermäuse umschwirrten seine gläserne Burg, und nur das Geläute der Kirchenglocken hallte wehmüthig über die Dächer her an sein Ohr!

Monate vergingen. Ich hatte für die Herbstzeit eine Wohnung auf dem Lande gemiethet und damit den armen John Wochen lang aus den Augen verloren. Als ich wieder in die Stadt zurückzog und ihm eines Tages auf der Straße begegnete, wollte er, weil ich in Gesellschaft eines Freundes war, scheu und mit kaltem Gruß an mir vorüber. Sein Gesicht war noch gelber, seine Züge noch tiefer und gramvoller geworden. Er glich einer wandelnden Ruine. Ich trat zu ihm; er sagte mir mit tonloser Stimme: „Ich habe umsonst gehofft und umsonst gewartet!“ Ich lud ihn ein, Abends in unsern Biergarten zu kommen. Er kam nicht.

Als ich am folgenden Morgen aufstand, war das Erste, daß ich nach John's Fenstern schaute. Sie waren

noch geschlossen. Ein wundervoller Tag war aufgegangen; die Sonne vergoldete die zum Himmel aufwirbelnden Rauchsäulen und erwärmte mit kräftigen Strahlen die klare aber schon etwas kalte Herbstluft. Gegenüber auf dem Dache des Hauses, in dem John wohnte, waren zwei Dachdecker mit Ausbesserung und Säuberung des Ziegelwerkes beschäftigt. Der eine mit weißen Haaren arbeitete knieend, mehr gegen die Mitte des Daches zu, und hatte ein Seil um seinen Leib geschlungen, dessen Ende an einem Pfosten von John's Gesimse befestigt war; der andere, ein Jüngling von zwanzig Jahren, stand ohne Seil am untersten Saume des Daches und schaute, aufrechtstehend, von Zeit zu Zeit furchtlos und stolz auf das beginnende Gewühl des Marktes hinunter. Plötzlich sah ich den weißhaarigen Alten vor der gläsernen Burg des Buckligen stehen und lange hineinschauen; dann hörte ich, wie er seinem Gehülfen rief, sah, wie Beide von außen die Fenster aufrissen und hineinstiegen. Ich ahnte ein Unglück und eilte hinüber; athemlos kam ich oben an und traf die beiden Männer bei John, der regungslos am Boden in seinem Blute lag. Er hatte sich mit einer Pistole durch die Brust geschossen, — es war ein bejammernswürdiger Anblick! Die herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß John noch lebe. Er wurde in das große Berner Inselspital gebracht. Der Arme lebte wirklich noch. Die Kugel hatte bei dem eigenthümlichen Bau von John's Körper keines der edleren Organe verletzt; man hoffte den Unglücklichen zu retten. Während er bei vollem

Bewußtsein zwischen Tod und Leben schwebte, hatte die österreichische Gesandtschaft ihm ein Geschenk von dreitausend Gulden zukommen lassen. John freute sich darüber wie ein Kind, dem man etwas vom Markte heimbringt. Aber er freute sich noch mehr über die weichen Bettstücke, in denen er lag, über die gute Speise, die ihn wieder zu Kräften bringen sollte, über die Sorgfalt, womit man für sein armes Leben wachte; denn er hatte ja das Alles so lange, lange entbehren müssen!

Der Erfinder der farbigen Telegraphenschrift sollte auf Erden nicht mehr glücklich werden. Das Glück hatte ihn zum letzten Mal mit seinem falschen Schein geäfft; er starb, ohne das Inselspital verlassen zu haben, in den Armen seines treuen Wärters.

Geopfert.

Novelle.

Das Wetter war unfreundlich, die Nacht kalt, regnerisch kalt, als durch eine der Seitenstraßen Zürichs eine dicht verhüllte weibliche Gestalt eilte. Die Dame war jung, das verrieth ihr schwebender Gang; in angstvoller Hast vorwärts strebend, schien sie den Boden kaum zu berühren. Schon hatte die Neugierde einiger leichtfertiger Nachtschwärmer sich vermessen, der Unbekannten unter das von einem flatternden Schleier bedeckte Hütchen zu gucken; eine schnelle Wendung, und sie wollte umkehren, — nein, sie ging vorwärts, mit doppelter Eile; war es doch schon elf Uhr, die Stunde, in der anständige Frauen sonst nicht mehr allein draußen zu finden sind.

Nur noch eine kleine Strecke geht sie weiter und sucht jetzt die Nummern der Häuserreihe zu unterscheiden, an der sie vorüberkommt. Sie ist in Zürich nicht daheim; sie kennt die naßglänzenden Straßen nicht, deren Pflaster vom Dämmerlichte des Mondes erleuchtet sind, welcher wie ein weinendes, in Schmerz getauchtes Himmelsauge über den grauen Wolken schwimmt. Noch ein paar

Schritte, und jetzt eilt sie, ängstlich umschauend, einem Hause zu; aber sie klopft nicht an, sie schließt nicht auf, sie drängt sich nur fest an die Thürvertiefung, jedesmal zusammenschauernd, wenn sie Tritte nahen hört, oder wenn ihr Auge auf die geisterhaft herabschauenden, kolossalen Thürme des alten Münsters hinübergleitet, deren dunkle Riesengestalten seltsame Empfindungen in ihrer Seele wecken. Sie erwartet Jemanden, das ist klar. Eine Viertelstunde mag sie wohl so dagestanden haben, fast regungslos, wobei der Mond, der jetzt auf einen Augenblick aus seinem Versteck hervorgetreten ist, ein hübsches, aber blasses Mädchenangesicht schwach beleuchtet, das den Blick unverwandt nach dem gegenüberstehenden Hause wirft. Wer mag wohl dort sein? Zwei Fenster sind daselbst erhellt, aber so dicht mit Vorhängen verschlossen, daß auch das schärfste Auge nichts als den matt hervordringenden Kerzenschimmer wahrzunehmen vermag.

Seit die junge Unbekannte auf ihrem Posten steht, ist schon manch' einsam Heimkehrender die Straße herauf und herunter gekommen. Jetzt, — ein stolzer, langsamer Männerschritt, und sie drängt sich noch tiefer in die Ecke. „Er ist's, er ist's!" flüstert sie mit bebender Lippe, während sie die Hand fest auf's klopfende Herz preßt.

Die hohe Gestalt des Kommenden, die Form des Kopfes, der stolze Gang, Alles so in halber Finsterniß gesehen, zeugt von edler, männlicher Schönheit. Die Fremde vermag ein plötzlich ausbrechendes Weinen nicht

zu unterdrücken, wie er mit sicherer Hand die Thüre des gegenüberstehenden Hauses öffnet, das eben noch der Gegenstand ihrer Betrachtung war. Er muß etwas gehört haben, denn er steht stille, den Thürklopfer in der Hand, das Antlitz vom Mondschein überglänzt; er lauscht... aber das Mädchen sieht er nicht; sie steht ganz im Schatten, und das Kleid ist dunkel.

Noch eine Minute, und — er ist drinnen; sie mit ihrem Schmerze draußen auf der Straße. „Gott," flüsterte sie, „laß mich vergessen!" — Sie hat wohl einen herben Schmerz zu vergessen! Einen Augenblick bleibt sie, mit unterdrücktem Schluchzen, beide Hände über die Augen legend und den schönen Leib wie eine gebrochene Blume sanft nach vorne neigend; dann rafft sie sich auf, blickt noch einmal zu dem Haus empor, wo er verschwunden, eilt die Straße hinab, ängstlich forschend, ob sie nicht irre gehe, bis sie vor einem großen Gebäude anlangt, das noch hell erleuchtet ist, und in welchem Kellner ab und zu gehen. Geräuschlos schwebt sie durch den Gang, über die Treppe. Nummer vierzehn heißt das Zimmer, das sie aufschließt. Sie ist in ihrem Gasthof angelangt. Und gerade zur rechten Zeit, denn fast besinnungslos sinkt sie jetzt auf's Ruhebett und drückt den Kopf, den bald flammende Hitze, bald eisige Kälte durchfährt, in die Polster. Sie weint nicht mehr.

Gott weiß, unter welchen Gedanken sie die Nacht zubrachte. Am Morgen erkundigte sich die Wirthin theil-

nehmend, ob die junge Dame krank sei. Sie war nicht krank, sie war nur sehr blaß und wollte abreisen. — —

Mathilde Brun war die Tochter eines geachteten Bureaubeamten in dem kleinen Dorfe Grünenberg. Ihre Mutter, ein treffliches Landmädchen mit viel natürlichem Verstand, hatte den vermögenslosen Schreiber recht lieb gehabt und ihm, trotz des Widerspruchs der Eltern, ihre Hand gereicht. Die Eltern waren versöhnt, noch ehe es Hochzeit gab, und das junge Paar lebte glücklich, mit vier muntern Kindern gesegnet, bis die Mutter, die gute, treue Mutter. bei der Geburt des fünften das Leben verlor.

Des Gatten Schmerz war grenzenlos. Er stand jetzt allein da mit den Kleinen, die so sehr einer verständigen, liebevollen Leitung bedurft hätten. Mathilde, die zweitälteste, war erst elf, Agnes, die älteste, zwölf Jahre alt. Der arme Mann hatte seinen Jammer aus Liebe zu seinen Kindern zu bemeistern oder wenigstens zu verbergen gesucht; aber oft an stürmischem Morgen stand er auf von seinem einsamen Lager und eilte nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Kirchhof, um auf dem Grabe der Gattin zu weinen. Nächst ihm empfand die gefühlvolle Mathilde am meisten den Verlust des Mutterherzens. Mit namenlosem Jammer hatte sie am offenen Grabe der Heimgegangenen gestanden und dann, in Thränen gebadet, der Taufe des verwaisten Säuglings beigewohnt; sie wiegte ihn auf ihren Armen, so oft er verlangend nach Pflege und Nahrung schrie. Aber ein

Gefühl wie Haß gegen die Welt bemächtigte sich zugleich ihres jungen Herzens; die Erde schien ihr ausgestorben, seit der Tod ihr Liebstes genommen.

Es wurde nun eine Magd zu den Kindern gehalten; aber nicht lange, blos ein Jahr; die geringe Besoldung des Vaters erlaubte es nicht länger. Fehlte doch jetzt auch die Kasse, in welche die selige Mutter ihren schönen Nebenverdienst zusammengelegt und damit den rastlos thätigen Mann so oft überrascht hatte. Sie war gar beliebt gewesen, die liebe, freundliche Frau, die allen Weibern und Mädchen des Dorfes so schöne Hauben, so geschmackvolle Kleider verfertigte. Sie mußte doch sterben! Die Kinder führten nun das Hauswesen allein, so gut sie's konnten. Agnes war ein treffliches Mädchen für die Haushaltung, aber eben immer noch ein Kind, das selber der Aufsicht bedurft hätte. Mathilde stand nach Kräften bei. Aber es war, als paßte sie nicht so gut zum Waschzuber. Schwärmerisch glühte das Kind für alles Große und Schöne; in seinem phantasiereichen Kopfe tauchten Dinge auf, die man hätte Ideen nennen können, wenn dies für ein Kind nicht zu altklug klänge. Aber gewiß ist, daß sie an einem einsamen Plätzchen stundenlang über diesen phantastischen Dingen brütete, die ganz ihre Seele erfüllten.

So vergingen einige Jahre. Die Mädchen kamen in kein Institut; die Mittel des Vaters hätten das nicht erlaubt. Es war auch nicht nothwendig. Denn wo ist heutzutage noch eine Pension, in der natürliche Herzens-

güte nicht zur Eitelkeit des Wissens heraufgeschraubt, kräftiger Wille und Phantasie nicht zu tändelndem Müßiggang und zur faden Modesucht heruntergedrückt werden? Die Ausbildung von Brun's Kindern war ihrem Vater und ihnen selbst überlassen. An dieser arbeitete denn auch Mathilde mit aller Macht. Zwar lernte sie nicht französisch schreiben und sprechen; aber dessenungeachtet durfte sie in ihrem siebenzehnten Jahre auf Bildung, ja auf eine seltene Bildung bei einem Mädchen von dieser Erziehung Anspruch machen. Hatte ihr Vater ja stets so treffliche Bücher zur Hand, die sie mit krankhafter Begierde las; sehnte sich doch ihr Herz so sehr nach Allem, was ihr edel und erhaben dünkte! Strenge Beurtheiler mochten sagen, daß sie auch einen Hang zum Abenteuerlichen besitze.

Agnes war zu einer Schneiderin in die Lehre geschickt worden. Sie kam wieder heim, und jetzt nähten die Schwestern mit allem Eifer zusammen, wobei sie ein hübsches Stück Geld verdienten. Wenn Mathilde zur Arbeit etwas sang oder erzählte, so gingen die Nadeln noch einmal so schnell durch das Tuch. Ja, Mathilde sang, sang so süß zur Guitarre, machte so zierliche Bouquets, deren zartes Grün sie zum sinnigen Symbol ihrer eigenen schönen Hoffnungen verflocht, machte so hübsche, wohlklingende Verse, daß sie mit Recht der Liebling ihrer Geschwister, der Stolz des Vaters wurde. Dieser war denn auch im letzten Jahre in den Besitz einer bessern Stellung gekommen; die Familie war jetzt zu beneiden, sie genoß ein beinahe sorgenfreies Leben.

Mathilde hatte ihren achtzehnten Sommer erlebt. Sie war noch nie so heiter gewesen. Mit unaussprechlichem Liebreiz lächelte ihr das Leben entgegen. Sie hatte den Vater, gesund und gut gelaunt, nicht mehr wie früher so bleich und gedankenschwer; sie hatte Schwestern, die sie liebten wie ihren eigenen Augapfel, hatte ein hübsches Haus, in dem sie beisammen wohnten, hatte Marie, eine treugeliebte Freundin, die Eins war mit ihr und der sie Alles vertrauen konnte, was ihr Inneres freudig oder schmerzlich bewegte. Was wollte sie noch mehr? —

Glückliche Mädchenseele! Du bist wie die träumende Blume am stillen Bergsee, die ungesehen des Abends aufgeht und dem Odem der Nacht ihren ersten Duft überläßt, der ihn als ein süßes Opfer fort aus den Bergen zum Himmel trägt. Am Morgen entzückt die Blume das Auge des Wanderers, der ihrer Einsamkeit sich naht. Abends liegt sie vielleicht zertreten am Boden, geknickt vom Ungewitter, das im Sommer der grämliche Geier verkündet, wenn er unheimlich ob dem kleinen, grünen Spiegel hinkreischt und in mächtigen Schwüngen sein unnahbares Felsennest sucht. Die traulichen Wogen, in denen sie nur kurze Zeit ihr liebliches Bild geschaut, trüben sich vom schlammigen Sturz der anschwellenden Gießbäche, sie treten aus ihren Ufern, raffen sie hinweg, haben sie in ihren Grund begraben. Arme, schöne Blume, — armes, volles, liebeathmendes Herz! Das Alles ahnst du nicht, denn noch lächelt der Himmel und noch grünt die üppige Flur und noch ist all' dein

junges Leben nichts als Unschuld und heitere, wolkenlose Freude. —

Der Sommer zog mit seinem glänzenden Hofstaat durch die Lande.

Es war am ersten Juli, da kam ein freundliches Briefchen an von Olten, einem Städtchen im Kanton Solothurn, aus der Hand von Mathildens Pathin und Tante. Sie wünschte das liebe Kind über das bevorstehende schweizerische Sängerfest zu sich. „Komm', Mathilde," schrieb die Tante, „wir bedürfen freundlicher, geschickter Hände, die unsern jungen Söhnen Blumen winden und Kränze flechten. Säume nicht!"

Mathilde durfte gehen. Sie freute sich innig darauf.

„Verschenke nur Dein Herzchen nicht!" flüsterte ihr die Freundin bei der Abreise zu.

„Das soll Niemand erhalten, gewiß nicht, Marie!" jubelte das frohe Mädchen zurück, indem sie ihr vom Fenster des davonrollenden Wagens noch einmal schalkhaft zuwinkte.

In Olten war ein reges Leben. Die Vollendung der großartigen, in gothischem Styl ausgeführten Sängerhalle setzte noch in den letzten Stunden eine Menge grober und ungeschlachter Hände in Bewegung, während der Schmuck der Ehrenpforten, Triumphbogen und Häuserfronten dem zarten Geschlecht überlassen blieb. Wie diese feinen Finger in dem frischen, sammetweichen Moos und in den Blumen von zwanzig umliegenden Gärten wühl-

ten, um das alte Städtchen zu einer strahlenden Braut herauszuputzen! Es war eine Zeit der Arbeit, aber süßer, lieber Arbeit. Endlich standen sie da, die Häuser alle, vom größten bis zum kleinsten, mit zierlichen Blumengewinden umschlungen; rothe und weiße Flaggen, bunte Fahnen flatterten von den Giebeln in die Straßen herunter; heitere und ernste Inschriften gaben dem Ganzen Sinn und Bedeutung. Und nun dampften gegen Abend aus allen Kantonen endlose Züge heran, einzelne von zwei bekränzten Lokomotiven gezogen, die schnaubend ihren schwarzen Rauch emporwirbelten, Sänger und Sängerfreunde aus allen Gegenden des lieben Vaterlandes an den Blumenstrand von Olten auswerfend. Das große, stolze Haus der Tante prangte herrlich; es hatte Mathildens Geschmack und ihrer geschickten Hand viel zu verdanken. Wie froh war das Mädchen umhergeschwebt während diesen Tagen, wie musterte ihr Blick in der letzten Minute noch Alles, und mit welchem Wohlgefallen betrachtete sie auch Das, was Andere sinnig erdacht und ausgeführt hatten!

„Jetzt, Mathilde, gib Acht, welcher Dir am besten gefällt," sagte neckend die Tante, die mit ihrer blühenden Pathin am Fenster stand. „Wähle Dir aber auch was Rechtes!"

„Das will ich auch, Tantchen," scherzte das hübsche Mädchen. „Warte nur, Du sollst mit mir zufrieden sein!"

Der Zug nahte. Ein voller, tausendstimmiger Chor

stieg in den blauen Himmel empor. Die Musik begleitete in machtvoll brausenden Akkorden das Lied, dessen Refrain die schönen Worte bilden:

In der Freiheit wohnt das Schöne,
Die Natur ist ewig frei,
Darum Brüder, Schweizersöhne,
Folget ihrem Feldgeschrei!

„Basel ... St. Gallen ... Bern ..." flüsterte Mathilde, ganz in den Anblick der daher wogenden Menge verloren, „ich habe noch Keinen."

Jetzt folgte Zürich.

„Tantchen, siehst Du Jenen dort neben der blauen und weißen Fahne, Den will ich mir zum Ritter wählen," — und sie war in fast leidenschaftlicher Bewunderung so nahe an das mit Festons und Blumen geschmückte Fenster getreten, daß ihr jetzt manch' freundlicher Blick zuflog. Ihr Held aber, als hätte er gewußt, daß er es war, schwenkte kühniglich und mit ritterlicher Artigkeit seinen Hut und warf dem glücklichen Mädchen eine halb aufgegangene Rose zu. Mathilde frohlockte in reizendem Uebermuth; die Tante aber schüttete sich aus vor Lachen über das galante Abenteuer.

Die Gasthöfe des kleinen Städtchens vermochten nur den kleinern Theil der Angekommenen aufzunehmen. In Voraussicht dessen hatte die Gastfreundlichkeit Oltens bereitwilligst eine Menge von Privathäusern geöffnet, in denen der kurze Aufenthalt für diejenigen der schweizerischen Gäste, welche mehr das Gemüthliche als das

Lärmende suchten, doppelt angenehm werden konnte. Auch Mathildens Oheim hatte einige Freunde erwartet und zu diesem Zweck die Zimmer im dritten Stock festlich herausputzen lassen. In's schönste derselben, in's sogenannte grüne Zimmerchen, hatte Mathilde alle übrig gebliebenen Blumen gebracht und dieselben zu reizenden Sträußen zusammengeordnet.

„Auf den Abend werden wir in die Festhalle gehen,“ kam ihr jetzt der Onkel zu sagen, als sie sinnend bei dieser Arbeit stand. Wie freute sie sich! Dort konnte sie vielleicht erfahren, zu welchem der Vereine ihr Erwählter gehöre. Das war ja nichts Böses, meinte sie, und weiter wollte sie auch nichts wissen. Auf diese Art entschuldigte sie sich, als sie sich jetzt auf diesen Gedanken ertappte.

Einige Stunden später, als die Empfangsreden verhallt und die Gesänge verklungen waren, und sich die Theilnehmer am Feste aus den nahen und fernsten Gauen des Vaterlandes die Hände geschüttelt und warmblickend, mit Treuherzigkeit sich begrüßt hatten, ging ein junger Mann die große Steintreppe hinauf zum Hause des Herrn Smith, des Onkels unserer Mathilde. Sie selbst kam in diesem Augenblick die Treppe im Haus herabgesprungen, Hut, Mantel und Handschuhe auf dem Arm. Beinahe hätte sie vor Bestürzung Alles fallen lassen, als sie vor sich den Erkornen des Nachmittags erblickte, der mit dem Hut in der Hand höflich vor ihr sich verbeugte und sie nach der Wohnung des Herrn Smith fragte.

„Ja", flüsterte das Mädchen, mühsam eine innere Bewegung verbergend, „Herr Smith ist hier zu Hause."

„Sind Sie vielleicht dessen Fräulein Tochter?" fragte jetzt, ohne einen Blick von der lieblichen Gestalt abzuwenden, der Sänger.

„Nein, nur eine Verwandte; mein Name ist Mathilde Brun."

Hatte sie jetzt nicht zu viel gesagt? Sie erröthete und wagte nicht den Blick zu erheben. Verschämt gleitete er hinüber auf den Rock des jungen Mannes, auf das silberne Sängerzeichen, worauf in deutlicher Schrift die Worte „Harmonie Zürich" eingravirt standen. Also zur Harmonie gehörte der schöne Züricher. Einen Moment standen Beide da, sie verlegen bis zur Blödigkeit, er mit kühnen Flammenblicken das Mädchen verschlingend.

„Ich will Sie zum Onkel führen", unterbrach jetzt Mathilde das kurze Schweigen.

Sie brachte den Gast hinauf. Vor der Zimmerthür des Oheims ergriff der Unbekannte die Hand seiner Führerin, drückte sie leise und flüsterte etwas von Dank und von Wiedersehen. In diesem Augenblicke begegneten sich die Blicke Beider; nur eine Sekunde ruhten sie in einander, aber für Mathilde war es genug.

Mit hochklopfendem Herzen, mit Empfindungen, wie sie ihr bisher gänzlich fremd gewesen, eilte sie fort, nochmals auf ihr Zimmer. Sie hatte dort nichts mehr zu thun, aber sie mußte einen Augenblick mit sich allein sein.

Welch' eine reizende Verwirrung, welch' ein namenlos süßes, unerklärliches Gefühl in dieser Brust, die soeben noch vollkommen ruhig gewesen wie der klare Wasserspiegel eines Sees, daraus der Himmel seine Bläue zurückwirft! War es das Erwachen der ersten Liebe? Mathilde wußte es nicht. Das unerfahrene Dorfkind hatte bisher noch keine jener wohlfeilen Schmeicheleien gehört, wie sie die Löwen der Gesellschaft unserer Tage schockweise an die Gegenstände ihrer Bewunderung abgeben; ihr Herz war unverdorben, sonst wäre vielleicht der Eindruck, den der Fremde auf sie gemacht, weniger tief gewesen. Mathilde hätte jetzt singen mögen, eines ihrer seelenvollsten Lieder singen mögen, die sie oft bei einbrechender Dämmerung im traulichen Stübchen zu Hause in zarter, gegenstandsloser Sehnsucht zum Klang der Guitarre aushauchte; aber sie that es nicht, — sie weinte leise und wußte doch nicht, wie es kam, daß sich ihre Hand mit warmen Thränen benetzte. Nur das wußte sie, daß sein Blick eine Macht über sie gewonnen, vor der sie zitterte und durch die sie doch zum ersten Mal so recht von Grund aus selig war.

Diese Träumereien nahmen ein Ende, als Mathilde von der Tante gerufen wurde. Schnell hauchte sie ein paar Mal in die Hand und fuhr mit derselben über die Augen, um die Spur ihrer Verwirrung zu verwischen. Im Wohnzimmer traf sie den Onkel und den Fremden.

„Herr Arthur Bodmer“, stellte der Oheim den Gast vor, — „meine Nichte, Mathilde Brun.“

„Ich habe bereits das Vergnügen gehabt, das Fräulein zu begrüßen“, erwiderte Herr Bodmer.

„So, so“, bemerkte freundlich lächelnd der Oheim, indem er an seinem ehrwürdigen weißgrauen Schnurrbart zupfte und die Beiden mit wohlgefälligen Blicken maß. „Mathilde“, sagte er dann, „der junge Herr bleibt über das Sängerfest unser Gast; er ist der Sohn eines Jugendfreundes, dem ich es bei uns gern so bequem machen möchte, als er es zu Hause hat. Nun, seht zu, was Ihr zu leisten vermögt in der Küche, den Keller will ich schon selber besorgen.“

Mathilde verneigte sich artig. In ihrem Herzen jubelte es laut; sie durfte ihn also noch öfter sehen.

Jetzt trat die Tante ein, völlig zum Spaziergang nach der Festhalle angekleidet. Der Onkel war längst bereit und Herr Arthur so freundlich, sich als Führer anzubieten. Mathilde war überglücklich, an Arthur's Seite sich das über alle Maßen bewegte Hüttenleben ansehen zu können. Die Tausende, welche hier tafelten, sangen, scherzten und lachten; sie trugen alle im Aug' und Antlitz den Abglanz jener Wonne, welche stets die Feste eines freien Volkes verklärt. Das Mädchen aber pries sich seliger, als all' die vielen Glücklichen, deren Seele sich hier im sonnigen Meer der Freude wiegte!

Erst ein paar Stunden vor Mitternacht kehrten sie zurück, umweht von dem lauen Hauche des Sommers, der zu dieser späten Zeit noch über den Auen webte,

umgaukelt von den süßen Erinnerungen und den lebendigen Eindrücken des Tages, begleitet von dem fröhlichen Lärm des immer lauter brausenden Banketts in der Festhalle, der endlich hinter ihnen verrauschte, wie das Tosen eines fernen Wasserfalles.

Arthur saß noch einen Augenblick im grünen Zimmerchen am offenen Fenster und hörte von ferne das Brausen des Festes durch die Nacht hintönen. Dann legte er sich hin und schlief alsbald ein, trunken von Wein und von Liebe. Nicht so Mathilde; ihre Seele war zu aufgeregt. Die Zukunft jagte in wunderbar schönen Bildern an ihrem Geiste vorüber; zum ersten Mal floh der Schlaf ihre jungfräuliche Stirne. Am Arme des jungen Mannes war sie in das schöne, stattliche Haus an der Aare zurückgekehrt, und welche Hoffnungen hatten seine Reden in ihrer Brust erweckt! Sie träumte wachend davon; erst gegen Morgen senkte sich der Schlummer auf die müden, brennenden Wimpern.

Wir gehen schnell über die Tage dieses schönen Festes hinweg, wo Muth und Seligkeit aus allen Blicken leuchtete, wo die Armuth vergessen, der Schmerz nicht gefühlt wurde. O, wie war auch Mathilde da so glücklich gewesen! An seiner Seite durchschritt sie den Festplatz und die Schaaren der ob ihrer Schönheit verwundert flüsternden Sänger. Er begleitete sie jedes Mal wieder zurück nach Hause, freundliche, liebende Worte flüsternd. Und sie gab sich ihm hin mit ganzer, offener Seele.

Konnten so schöne, aufrichtige Augen lügen, wenn

sie ihr so viel von Liebe erzählten? Nein, — nie! Darum liebte sie auch mit voller Leidenschaft.

„'s Herz ist verschenkt, liebe Freundin", lispelte am letzten Abend des Festes Mathilde spät beim Mondschein am offenen Fenster, „'s Herz ist verschenkt!"

Dabei wurde ihr doch bange. War es eine Sünde, daß sie den hübschen jungen Mann liebte?

Sagten doch auch der Oheim und die Tante, daß Arthur ein tüchtiger und rechtschaffener Mann sei! —

Der Abschied kam; er that wehe. Arthur redete viel vom baldigen Wiedersehen. Er mußte in kürzester Zeit in Geschäften durch den Ort, wo die Geliebte wohnte. Mathilde konnte nichts sagen; stumm reichte sie dem Freund ihrer Seele eine Rosenknospe in einem Busch herrlicher Vergißmeinnicht, — das sollte für sie sprechen. Da, wo der Weg zum Bahnhof einbiegt, kehrte sich Arthur noch einmal im Zuge um, schwenkte den leichten Strohhut und warf der in Thränen am Fenster Stehenden einen Kuß zu. Er liebte sie ja und zog als ein glücklich Liebender von dannen!

Einige Tage vergingen und Mathilde kehrte wieder in ihr Dorf zurück. Aber nicht fröhlich, wie sie gegangen. Der Geliebte war ja ferne, und mit ihm ihr Herz, ihre Ruhe! Wochen verstrichen in langem, freudigem Erwarten. Jeden Morgen fragte sie sich: „Kommt er wohl heute?"

Er kam nicht. Mathilde hatte unterdessen ihrer Freundin Alles anvertraut. Was sollte das ältere, erfahrnere

Mädchen davon denken? Sie konnte nicht sagen: „Mathilde, vergiß! Das war blos zum Zeitvertreib, daß man Dir Dein armes junges Herz geraubt. Den jungen Schönen den Hof zu machen, das gehört ja mit zu den Freuden des Festes, das ist so gewöhnlich,“— das konnte und durfte die Freundin dem Mädchen nicht sagen. Sie wollte die Heilung der geschlagenen Wunde der Zeit und der guten Natur Mathildens überlassen und nur sorgsam wachen, daß jene durch keinen weitern Zufall gestört oder gar vereitelt werde.

Das liebeskranke Mädchen aber brachte von jetzt an die Tage kummervoll hin. „Ach“, klagte sie, „wenn er nur arm und ich reich wäre! Arthur's Vater wird gegen unsere Liebe Einsprache erheben, aber Arthur kommt doch; sein Vater wird ihm verzeihen, wenn er ihm sagt, wie sehr er mich liebt, und dann kommt er!“

Ein schöner Tag kam und brachte wirklich Arthur, aber nicht mehr trunken vor Liebe, nicht mehr süß kosend wie früher. Er war blos freundlich, herzlich, sprach von den Tagen, die er nie vergessen werde und die er in Gedanken seither gar oft durchlebt, von den Tagen, wo ihre Gegenwart ihm das Schönste am Feste geschienen.

Mathildens Schmerz war grenzenlos. „Was war das“, flüsterte sie, als nach kaum einstündigem Besuch Arthur Abschied nahm, „was war das?“

Sie fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte sie eine widrige Vision wegwischen; aber sie blieb, die rauhe Wirklichkeit. War das der Trost, nach dem ihr

liebendes Wesen sich gesehnt, waren das Worte von ihm, der noch vor Kurzem ihr seine heiligsten Schwüre geweiht? War das die Zukunft, die wie ein rosenfarbiger Morgen am Horizont ihres einsamen Lebens emporgestiegen? — —

Arthur wollte bald wieder kommen. Mathilde lebte Tag um Tag in jener Ungewißheit, die peinlicher ist, als die volle, traurige Wahrheit. Sie entschuldigte ihn, sie konnte und wollte nicht glauben, was sie selbst gesehen, daß er ihr Herz blos zum Spiel an das seinige gefesselt, um sie nach einem kurzen Rausch, dem Rausch der Wonne, zu vergessen. Es war eine bloße Einbildung von ihr; warum würde er sonst wiederkommen?

So tröstete sich das Mädchen. Und Arthur kam noch einmal, um das junge Herz noch mehr zu peinigen. Er scherzte, neckte, war artig und höflich, aber Alles nur so, als ob Mathilde ihm ganz fremd wäre. Was sollte sie davon denken? Sie dachte nichts mehr, — sie weinte auch nicht mehr; aber in ihrem blassen Gesicht, in der fieberhaften Gluth ihrer glänzenden braunen Augen war deutlich die verzehrende Qual zu lesen, die im Busen des unglücklichen Kindes wühlte.

Tage, Monate gingen dahin. Der Vater sah mit geheimem Kummer auf die Tochter. Mathilde suchte sich auf den Rath ihrer Freundin Marie durch doppelte Anstrengung im Hauswesen, in Stube und Garten, in Küche und Waschhaus zu zerstreuen. Es gelang ihr auch für eine kurze Zeit; dann aber, wenn sie für eine Weile mit ihrer Seele wieder allein war, konnte sie bald den

geringfügigsten Gegenstand in Haus oder Feld mit einer stummen, starren Theilnahme betrachten, die deutlich verrieth, daß ihr elastischer Frohsinn, der sie früher über alle Klippen und Abgründe hinweggehoben, von ihr gewichen, daß sie, während ihr Auge auf einer Blume oder auf einem Blatte ruhte, mit ihrem Geiste weit, weit in der Ferne herumirrte, oder daß sie in einer Weise über die Natur der Dinge und der Menschen zu grübeln anfing, welche das Schlimmste befürchten ließ, weil sie dabei einzig von dem unglücklichen Punkt ausging, der mehr und mehr den Himmel ihrer Seele verfinsterte. Die ganze Lebhaftigkeit ihres Wesens ging nach und nach in eine wehmüthige Sanftheit über, die in ihrem Alter nicht Gesundheit genannt werden konnte und die man nur bei jenen Menschen zu treffen gewohnt ist, welche ihren Herbst erreicht haben und reif geworden sind für jene besseren Gefilde, deren seliger Abglanz die Herbe und Bitterkeit der menschlichen Natur zu himmlischer Milde verklärt. Bisweilen auch gingen schwarze, schaurige Schatten durch Mathildens Seele. Davon gibt ein angefangenes Gedicht Zeugniß, bei dem Marie sie überraschte, und das ganz der Ausdruck jener unglücklichen, unnatürlichen Stimmung war, die besonders bei einbrechender Dämmerung sich ihrer bemächtigte. Es lautete also:

Laß mich, o Gott, in einen Schlummer sinken,
Der mich vom lauten Markt des Lebens scheidet;
Am Quell der Träume mag ich nicht mehr trinken,
Da so mein Geist in Gluth und Kummer leidet!

Willst du noch schlagen, Herz, für die Idole,
Die du so lang als Sterne fromm betrachtet?
Die Täuschung blieb mir nur; auf leiser Sohle
Schlich sie heran, und ach, das Leben nachtet!

Was ich gelebt, — es ist in Schaum zerstoben,
Was ich geliebt, — o fort in alle Winde,
Die über'n Erdkreis brausen, sei's gehoben,
Daß man das Grab nicht meiner Qualen finde! . . .

Fast gleichzeitig mit dieser das Leben verachtenden Stimmung war in ihr die lebhafteste Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter erwacht. Am Mutterherzen hätte die arme, mit der Welt und sich selbst zerfallene Mathilde Ruhe und Heilung gefunden, aber Jene war ja längst entrückt, und nur das krankhafte Verlangen nach einem über das Grab hinaus liegenden Frieden konnte das Andenken an die Selige dem Herzen des armen Kindes verleihen. Mathilde suchte einen Stamm, an dem sich ihre Seele emporrichten könnte. Sie schien jetzt zu ahnen, daß der wahre Lebensmuth immer eine religiöse Grundlage im besten Sinne des Wortes haben muß; darum kehrte sie für eine kurze Weile zu den Anschauungen und Erinnerungen der ersten Jugendzeit zurück, die mit dem Bild ihrer Mutter zusammenhingen und die sie gleichwohl mit ihren gemachten Erfahrungen nicht in Einklang zu bringen vermochte. Wie eine zarte, mädchenhafte Poesie begleiteten jene Jugenderinnerungen sie für eine Zeit lang; dann verglommen und verstoben sie plötzlich vor der hervortretenden Wolke ihres Geistes, wie ein duftiges Abendroth,

das für einen Augenblick den Himmel säumt, um im folgenden der einbrechenden Nacht zu weichen. Mathilde fühlte tief, daß ein schwarzer und ein weißer Geist sich um die Herrschaft in ihrer Seele stritt. Denn sie schwankte umher zwischen Liebe und Entsagung, zwischen Arbeit und Träumerei, zwischen religiösen Empfindungen und Verzweiflung an der Menschheit, und es konnte sich erst in der Folge zeigen, welch' ein Zufall einer von diesen Mächten den Sieg verschaffen und damit sie selber dem Untergang oder der Rettung entgegenführen werde. Sicher war nur, daß Mathilde das, was sie erlebt, nicht wie hundert Andere aufnahm, die sich über den erlittenen Verlust leicht mit einem bessern Gewinn trösten; sie gehörte nicht zu diesen gewöhnlichen Menschen. Ihre Nerven zitterten in stärkeren Schwingungen, ihre Pulse gingen feuriger und schneller, ihre Phantasie spann sich mächtiger empor und die Gluth ihres Herzens war eine anhaltende und verzehrende. —

Es war Herbst geworden. Die leichten Nebel woben schon ihren grauen Schleier über die Morgen- und Abendlandschaft; draußen vor dem Dorfe bei der uralten Linde pfiff und wirbelte seit zwei Tagen ein Heer von Schwalben, das von Tag zu Tag größer wurde und sich endlich zur Abfahrt in wärmere Länder anschickte. Die Blätter der ihrer Früchte beraubten Bäume fingen an, sich in Roth und Gelb zu kleiden. Nur der Wald hielt die Erinnerung an die glühenden Tage des Sommers noch länger fest, denn noch dufteten seine Reviere und noch grünte

sein Gezweig. Und schon strich auch der Jäger mit der Büchse durch den Forst, die Bilder der Wehmuth und der Vergänglichkeit mit froher Jagdlust von sich scheuchend.

Um diese Zeit war es, daß Mathilde tiefer als vorher in die Erinnerungen getäuschter Liebe sich versenkte.

Einsam und träumerisch stand sie bisweilen im Garten, oder sie zog durch das offene Feld, noch immer mit hoffnungsvollem Herzen am Verlorenen hängend. Sie glich dem Bäumchen, das sie vor wenigen Jahren gepflanzt, das zwar noch keine Frucht gebracht, aber schon, von den lauen Lüften des warmen Herbstes erquickt, Blüthen trieb, die bald von rauhen Stürmen verweht werden sollten. Der Vater sah ihren Zustand, aber sein Berufsleben hinderte ihn, demselben tiefer auf den Grund zu gehen. Mathilde hatte in den jüngsten Tagen plötzlich einmal den Wunsch ausgesprochen, eine kleine Reise in Begleitung ihrer Schwester Agnes machen zu dürfen, wozu auch noch eine andere Gefährtin eingeladen werden sollte, da Marie verhindert war, mitzugehen. Ein gesunder Instinkt schien ihr diesen Entschluß einzugeben; denn sie hoffte, sich dabei zu zerstreuen, und der Vater, der ihre tief gekränkten Gefühle nicht durch einschlägige Erörterungen verletzen wollte, auch ohne Zweifel die Sache nicht so ernst nahm, wie sie wirklich war, gab, selber überzeugt von der Heilsamkeit des Planes, seine Einwilligung dazu. Mathilde gedachte nach dem zwanzig Stunden entfernten Einsiedeln zu gehen, wo in kurzer Zeit die zweite diesjährige Feier der Engelweihe stattfinden sollte, und wohin

man bereits seit mehreren Tagen eine außerordentliche Menge fremder Pilger durch das Dorf wandern sah. Und so wurde es auch beschlossen. Denn schon hatte man erfahren, daß für die Feier, zu welcher alljährlich aus den Schweizerkantonen wie aus den Nachbarstaaten Tausende von Wallfahrern hinströmen, auch dieses Mal glänzende Festlichkeiten angeordnet seien. Die Marmorkapelle im Innern der Kirche prangte nach der Erzählung von Zurückkehrenden bei der eine Woche vorher stattgefundenen ersten Feier in vollem Schmuck, und die wundervolle Illumination des Klosters, des großen Hauptplatzes und der Hauptstraße des vielbesuchten Fleckens hatte die allgemeinste Bewunderung erregt. Demnächst sollte diese Abendfeier wiederholt werden und um so glänzender ausfallen, da mehrere hohe kirchliche Würdenträger, unter Andern der Bischof von Sitten, dazu erwartet wurden.

Die Mädchen begaben sich auf den Weg. Derselbe führte über Zürich. Hier angelangt, machten sie Rast in einem reizend gelegenen Gasthof am See. Mittags kamen sie an; am folgenden Morgen sollte die Reise weiter gehen. In der Nacht aber wurde Mathilde so unwohl, daß der Plan, wenigstens für sie, unausführbar schien. Mit stürmischen Bitten drang sie daher in die ältere Schwester und ihre Begleiterin, ohne sie abzureisen, um ja die Hauptfeier nicht zu versäumen. Mathilde wollte Beide in Zürich wieder erwarten, oder aber, wenn ihr besser würde, im Laufe des Nachmittags nachkommen und die Gefährtinnen in einem bestimmten Gasthof in Ein=

siedeln treffen. Nur nach langem Widerstande gab Agnes nach und fuhr unter dieser Abrede mit ihrer Freundin den schönen See hinauf bis Richterswyl, von wo sie den Weg zu Fuß antraten, obgleich sich der Himmel mit grauen Wolken zu bedecken anfing.

Mathilde war im Gasthof zurückgeblieben und ihr war auch bis Mittag etwas besser geworden; aber sie hielt ihr Versprechen nicht; sie hatte zu Hause schon den Entschluß gefaßt, Arthur noch einmal zu sehen, über ihn Erkundigungen einzuziehen und — weiter wußte sie selbst nicht was. Ihr Kopf glühte, ihr ganzer Körper war im Fieber, als sie während des Nachmittags in sorgsamer und bescheidener Weise sowohl von dem Zimmermädchen als von der freundlichen Wirthin erfragte, was sie zu wissen für nöthig hielt. Sie konnte ihn jetzt wiedersehen; sie wußte nun, daß er an diesem Tage stets in den Gesangproben der „Harmonie" anwesend war und gegen elf Uhr Nachts nach Hause ging; sie wußte auch, wo er wohnte. Das Wetter hatte seit Vormittag umgeschlagen; Mathilde hüllte sich tief in ihren dunkeln Mantel, setzte Hut und Schleier auf und trat hinaus in's Freie. Sie besuchte verschiedene öffentliche Plätze der Stadt. Eine Stunde brachte sie in den hübschen neuen Anlagen am See zu; hernach stieg sie zur „hohen Promenade" hinauf, zu den in langer Reihe auf dem alten Schanzenterrain sich hinziehenden Lindenbäumen, wo in einer Rotunde das Denkmal Vater Nägeli's steht, und von wo aus man bei heller Witterung einen herrlichen Anblick auf die Stadt,

die Albiskette und den zu ihren Füßen hingestreckten See genießt. Es dämmerte schon; die Sonne war in schwarzrothen Wolken untergegangen und eine rauhere Luft hatte sich eingestellt. Dennoch fanden sich auf der Promenade einige Spaziergänger ein, Herren und Damen, die sich hier für eine kurze Zeit ergingen. Mathilde mischte sich ein wenig unter die Wandelnden; es bangte ihr davor, so allein die Aufmerksamkeit zu erregen. Später ließ sie sich auf einen der vielen Ruhesitze nieder, welche hier angebracht sind, und blickte mit schwerem Sinn an den dunkler werdenden Berg hinüber. Sie sann in sich selbst verloren, fast ohne die Vorübergehenden zu bemerken und ohne näher auf die bald zärtlichen, bald ernsten Worte zu achten, welche hier gewechselt wurden. Jetzt nahte der Einsamen ein großer Herr mit einer Dame am Arm. Mathilde zitterte. Sie hatte Arthur erkannt. Die Dame mochte seine Schwester sein, von der er ihr so viel erzählt hatte. Ach, hätte sie die alten Schmerzen, die jetzt mit erneuerter Macht zurückkehrten, in diesen schwesterlichen Busen ausströmen können!

Die Dame flüsterte, wie es schien, ihrem Begleiter manch' freundliches Wort zu; Mathilde konnte nichts verstehen. Aber sie kamen näher. „Und bist Du jetzt glücklich?“ fragte Arthur in zärtlichem Ton, ohne auf die dunkle, verschleierte Gestalt zu achten, die an der Seite des breiten Lindenstammes saß und athemlos horchte.

„Du weißt es wohl, Arthur, ohne Deine Liebe wäre ich nie glücklich geworden“, antwortete das vornehm ge-

kleidete, schlank gewachsene Weib . . . Mathilde konnte es hören, deutlich hören. Im nächsten Augenblick befand sie sich den Vorüberwandelnden im Rücken. Das war mehr, als sie wußte, mehr als sie zu fragen sich erlaubt hatte, das war zu viel für sie! Sie hörte nichts mehr, sie lehnte sich in die Ecke des Sitzes zurück, an den riesigen Baum, den sie mit beiden Armen umklammerte, um eine Stütze zu haben. Besinnungslos lag sie da. Als sie nach längerer Zeit erwachte, saß sie allein in regenschwarzer Nacht. Die Lichter glänzten trüb aus der Stadt herauf. Mathilde sah nach ihrer Uhr; es war halb Elf. Sie raffte sich auf. Sie wollte, sie mußte ihn nur noch einmal von ferne sehen, aber allein, nicht an der Seite seines Weibes, — dann nie, nie mehr! In namenloser Angst und Verwirrung eilte sie hinab in die Stadt, verirrte in den Straßen, kam wieder zurecht und stand endlich vor dem großen Gesellschaftshause, in dem die „Harmonie“ jene Lieder einzustudiren pflegte, die schon so oft sieggekrönt aus dem Wettkampf eidgenössischer Sängervereine hervorgegangen. Es wurde noch gesungen; welche wunderbare Tonfülle, welcher Ausdruck, welches Schweben und Verschweben der Stimmen, welche erhabene Kraft im jubelnden Ausbruch, im Anstürmen des musikalischen Gedankens! Mathilde weinte, es war das Lied, das die Harmonie in Olten vorgetragen! Dann, nach einer kurzen Unterbrechung, erscholl es: „Ueber'm Garten durch die Lüfte hör' ich Wandervögel zieh'n“, — so schmelzend, mit so sehnsuchtsvoller Wehmuth, daß Mathildens em-

pfängliche Seele für einen Augenblick ihrer traurigen Stimmung entrückt wurde. In diesem Augenblick entschuldigte sie Arthur wieder. Er hatte ja nicht geahnt, was für Folgen seine Worte und sein Thun für sie haben mochten; er war gewiß kein schlechter Mensch, er war blos leicht und flatterhaft, und vielleicht hatte bei seinem Entschluß noch irgend ein anderer, unbekannter Grund mitgewirkt, welchen sie nicht bemessen, nicht übersehen konnte.

Um dieselbe Zeit ungefähr mochten auch Mathildens Schwester und ihre Freundin im Dom zu Einsiedeln mit Tausenden von Pilgern in feierlichem Nachtgottesdienst, umstrahlt von unzähligen Lichtern, umrauscht von den Klängen der Orgel und gehoben von den überirdischen Klängen heiliger Musik, auf Flügeln der Andacht sich emporgetragen fühlen; aber während sie dort zur ewigen Liebe beteten, rang Mathilde hier mit ihrer irdischen Liebe, ohne daß ein seliger Lichtstrahl bleibend die Tiefe ihres Herzens erhellte. Im Gegentheil, als die Klänge droben verrauschten, fühlte sie, die bisher wie eine Bildsäule dagestanden, sich noch ärmer und verlassener. Sie merkte, daß sie auf naßkaltem Boden stehe; sie schauerte zusammen, und wie ein gehetztes, zum Tod verwundetes Reh eilte sie fort, dorthin, wo nach der Aussage der Wirthin das Haus von Arthur's Vater war. Hier haben wir sie kennen gelernt, wo sie am Grabhügel ihrer jungen Hoffnungen kniete und um „Vergessen“ bat! Sie hatte ihn noch einmal gesehen ohne sein Weib; diesen Eindruck

wollte sie als den letzten von ihm mit durch's freudlose Leben nehmen. —

Mathilde war spät nach Hause gekommen. Am Morgen hatte die Wirthin sich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigt, da sie sehr verstört aussah. Mathilde war nicht krank, — so hatte sie selber versichert; aber sie wollte abreisen. Es kam ihr vor, als wollten die Mauern sie erdrücken, die Wände über sie herfallen; sie mußte hinaus in's Weite. Sie bezahlte die Rechnung und nahm Abschied, vorgeblich um die von Einsiedeln zurückkehrende Schwester und ihre Gefährtin beim Dampfboot abzuholen, das in kurzer Zeit anlangen sollte. Aber so eigen war ihr jetzt zu Muthe, als sie den Fuß in's Freie setzte und hinüberschritt zum Bauschänzchen, jenem reizenden, in den Einfluß der Limmat vorspringenden Landungsplatz, der mit einem Hain von Akazien bepflanzt ist, welche mit ihren Kronen ein einziges, engverschlungenes Laubgewölbe bilden. Durch dieses grüne Dach dringt nie der heiße Sonnenstrahl; eine angenehme Kühle weht herein vom Wasser, die lieblichen Ufer lächeln von beiden Seiten anmuthig herunter, und die fernen Schneegebirge schließen im Hintergrunde ein Panorama ab, welches der hier Lustwandelnde immer wieder mit neuer Liebe bewundert. Heute sah man von Alledem nichts. Der See lag regungslos da, in schwärzlich grüner Färbung; die regenfeuchte Luft brachte die dunkelblauen Berge rechts und links fast um die Hälfte näher, und deutlicher erkannte man, wie der Herbst das Laub ihrer Wälder schon

in die verschiedensten Schattirungen von Roth und Gelb gekleidet. Mathilde ging ab und zu; sie schien wirklich krank zu sein. Sie sann und sann in sich hinein und betrachtete, in sich selbst versunken, nur hie und da einen gar nicht auffälligen Gegenstand mit großen Augen, bei völliger Abwesenheit des Geistes und mit einem gewissen blöden Blick, der für kurze Zeit die Aufmerksamkeit einiger vorübergehender Personen auf sie lenkte, welcher sie aber fast mechanisch durch eine Seitenwendung bald wieder entging.

Jetzt brauste das Dampfschiff heran mit tosendem Räderschlag, vollgepfropft von Pilgern, so daß eine lange Zeit verstrich, bis die Landung zu Stande kam, indem das Schiff seiner ungewöhnlichen Last wegen sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite legte. Endlich ertönte der letzte Ruf des Kapitäns vom Radkasten herunter und die Schaaren ergossen sich in ihren bunten Trachten auf das feste Land.

Mathildens Gefährtinnen waren nicht dabei. Sie mußten sich verspätet haben oder aus einem anderen Grunde zurückgeblieben sein, und kamen somit erst mit dem nächsten Boot.

Das Mädchen war in einer unbeschreiblichen Stimmung. Wie das ebbende Meer, so hatte sich für eine kurze Weile ihr ganzes Wesen in sich selbst zurückgezogen, nach dem Mittelpunkt der Seele, der zugleich ein Abgrund ihrer Hoffnungen war. Das Nichteintreffen der Schwester und der Freundin drängte jetzt umgekehrt ihre

Gefühle über die verlassenen Ufer hinaus; eine unsägliche Unruhe bemächtigte sich ihres Gemüthes. Die Blässe des Gesichts wechselte mit einer fieberischen Röthe; das Blut schoß ihr durch das Gehirn wie eine Springfluth, die plötzlich hereinbricht und tückisch Alles unter ihren Wogen begräbt.

Ihre Füße trugen sie hinauf zur hohen Promenade. Dort saß sie eine Weile in der steinernen Rotunde vor Vater Nägeli's bronzener Büste. Die Erinnerung an Olten, an das gestrige Zusammentreffen mit Arthur, an die Bilder der letzten Nacht, kehrten verstärkt zurück; sie wühlten und nagten grausam in ihrem Busen.

Der Boden brannte ihr unter den Füßen, als sie jetzt einen Augenblick hinabsah in die Stadt und hin auf den grauen See und hinüber an die lange, nahe Albiskette, die wie ein großer, schwarzer Sarg dalag, und hinan zum Himmel, von welchem die Wolken, schwarz- und weißzottig, wie ein Ziegenfell, gegen den dunklen Berg herunterhingen. Das Leben, die ganze Umgebung, das eigene Herz kamen ihr so öde, so leer und abgestorben vor, daß ihr Vernichtung ein Trost, Schlaf eine Labung schien. Sie konnte nicht mehr weinen. Aber aus dem Hintergrund ihrer Seele trat es jetzt hervor, wie eine ausbrechende Lavagluth, die alle zarteren Empfindungen versengte und ihren geistigen Blick durch einen schwarzen Aschenregen verfinsterte. Sie hörte das Blut sausen in ihren Ohren, das Herz in der heißen Brust klopfen. Ihre Gedanken schwammen wie lecke Kähne auf einer

tobenden Brandung; durch ihr Gemüth ging ein Sturm, über den sie keine Macht mehr hatte. Hinunter, hinunter trieb es sie ohne Ruhe, ohne Rast, dem auftauchenden Medusenhaupt der Verzweiflung zu entfliehen, vor dem sie sich schaudernd abwandte. Armes Kind! Warum zogest Du nicht hin, um Dich andächtig an den Träumen Deiner Jugend zu weiden? Warum mußte Deiner Neigung der Ernst der ächten Wahlverwandtschaft fehlen? Warum öffnete der graue Himmel sich nicht, um mit einem einzigen sonnigen Liebesstrahl das Grauen Deiner Seele zu verscheuchen?

Dort stand sie schon unter den dunkelschattigen, großästigen Roßkastanien, am Rand eines offenen Parkes, auf der Mauer, die den See eindämmt, daran die Wellen leise schlagen mit sonderbarem Murmeln, als wollten sie ihr etwas sagen, um sie in ihrem Schmerze zu trösten. Hohl blickte ihr Auge, schwindelnd stand sie, und dieser Schwindel zog, riß sie in den Abgrund! Sie bebte zurück, aber eine stärkere Macht trieb sie hinein; ihr Gewand flog im Wind . . . einen Augenblick hielt das Element, an dessen Busen sie flüchtete, die schlanke Gestalt empor, dann sank sie, und die Fluth schloß sich über ihr, glatt wie ein Spiegel, stumm wie das Grab! — —

In der Nacht, nach welcher Mathilde in den See sprang, hatte Arthur von einem Gewitter im Gebirge geträumt und von der Blume am einsamen Alpsee, welche die schäumenden Gewässer mit sich forttrugen. Der nächste Mittag, der die traurige Kunde verbreitete, zerriß sein

Herz; denn der Traum blieb ihm ein Bild, das ihm zeitlebens sagte, was Mathilde gewesen, wie es in ihrem Herzen ausgesehen und was es gelitten, ehe sie im Aufruhr der entfesselten dämonischen Gewalten dem verzehrenden Gram und der drohenden Schande in den Wellen ein Ende gemacht. Die Schuld brannte auf seinem Gewissen; in seinem spätern Leben versank er, trotz glücklicher äußerer Umstände, häufig in eine tiefe Schwermuth, die endlich seinen Geist ganz umnachtete und ihn einem traurigen Alter entgegenführte. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Schulmeisters Kindtaufe.

Eine Dorfgeschichte.

Dem ersten Theil dieser Erzählung liegt die pseudonym erschienene Skizze eines verstorbenen Freundes zu Grunde, der einst wirklich Schullehrer war.

Erstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Eine finstere Gewitternacht hatte sich über die oberemmenthalischen Bergthäler gelagert. Schwere Wolken wurden vom Winde dahergepeitscht und über die rauschenden Wälder hingetrieben, deren hundertjährige Eichen und Tannen sich mit ihren gewaltigen Armen mühsam gegen den unsichtbaren Feind vertheidigten. Wie hartnäckig sie auch widerstanden, mit stets erneuter Heftigkeit stürmte der wüthende Föhn heran und schlug die ächzenden Baumkronen durcheinander, als wären es Aehren. Zeitweise beleuchtete der grelle Schein des Blitzes das auf- und niederwogende Hochholz, und der Donner warf seine majestätische Stimme wie einen Schlachtruf gebieterisch durch die Thäler hin. Ihm antwortete aus den Schluchten des gegenüberliegenden Gebirges ein lange anhaltendes Echo, das von Wald zu Wald in der ganzen Bergkette murrend widerhallte, bis ein neuer Knall die erschreckten Berggeister zu wiederholter Antwort weckte. Zwischen hinein vernahm man das Rauschen und Schäumen der durch den Graus der Nacht herniederschießenden Fluthen, die

sich in Höhlen und Mulden sammelten und von Fels zu Fels dem Hauptthale zustürzten, um dort die Wuth des hochangeschwollenen Waldstromes zu verstärken.

In dieser Nacht zog langsam ein Wanderer hinauf, der tobenden Emme entlang, schwenkte dann gegen ein kleines Seitenthal ab und suchte den Bergrücken zu gewinnen. Mühsam arbeitete er sich durch Sturm und Regen fort. Soweit sein Auge reichte, sah er kein schützendes Dach, hörte er keine menschliche Stimme; der späte Klang der Heerdeglocken war verstummt; die Eulen, welche sonst hier oft ihre melancholischen Klagelaute ertönen lassen, hatten sich in ihre sichern Verstecke geflüchtet. So wanderte er mutterseelenallein fort durch die Finsterniß, oft über große Wurzeln stolpernd, dann wieder in sumpfige Stellen gerathend und bald darauf durch einen blendend hellen Blitz vor dem Abgrunde gewarnt, an dessen Rande er hinschritt und in dessen Tiefe die Wildwasser weiß kochten und brodelten. Jetzt hatte er die gefährlichste Stelle zurückgelegt, einen Felseinschnitt ob einer thurmhohen Wand, über welche hinaus sich brausende Fluthen stürzten und ihren Schaum auf den gefährlichen Pfad hinaufspritzten. Mit einem leichten Schauder und einem herzlichen „Gottlob!" war er vorübergeeilt. Der Weg führte ihn nun durch einen kleinen, etwas ansteigenden Wald, über welchem in einer terrassenartig geformten Hochebene seine Heimat lag. Bald trat er aus dem Gehölze heraus, und in geringer Entfernung flimmerte ihm jetzt ein helles Licht entgegen.

„Die Waldegg", murmelte er vor sich hin, und sein Herz versank, trotz des andauernden Unwetters, für einen Augenblick in süße Träume. Er gedachte der schönen Tage und Stunden, da er mit dem Waldegg-Bethli sich noch harmlos auf der Weide herumgetummelt, als es die Kühe seines Vaters hütete, und, als ob ihm diese Zeiten wiederkehren und ihm seinen nun anzutretenden, schweren Beruf erheitern könnten, arbeitete er sich, wie neu gestärkt, durch das Heidelbeergestrüpp hin, verließ dann den Wald und eilte durch einen Haferacker, von unsichtbarer Gewalt gezogen, dem wohlbekannten Hause zu.

Die Lichter brannten hier hell und lustig; jubelnde Stimmen schallten ihm aus dem behäbigen Bauernhause entgegen, vermischt mit lautem Geplauder und bald auch übertönt von einer im Walzertakt quiekenden Klarinette, einer übel mißhandelten Geige und der Grundgewalt eines mit musikalischer Inbrunst gequälten Brummbasses. Dazwischen polterten schwere Pechschuhe auf dem ächzenden Boden, und kurze, gellende Jauchzer entfuhren den Kehlen der tanzenden Arbeiter und Knechte. Unser Wanderer schritt neugierig heran; er wollte, koste es was es wolle, hier einen Halt machen, obschon er ahnte, daß er dem Waldeggbauer nicht der Angenehmste sei; aber er hatte ja das Bethli so lange nicht mehr gesehen, und seinetwegen war er um eine Ausrede nicht verlegen. Drei Mal klopfte er an die von innen verriegelte Thüre; aber was soll der schwache Schlag eines Stockes, wenn der Fußboden zittert, das Haus in seinen Fugen ächzt

und fort und fort die schweren Gebirgsballschuhe erbarmungslos, dem Gewitter zum Trotz, den Takt donnern? „Was mag wohl da los sein?“ dachte er, und blitzschnell schoß es ihm durch den Kopf: „Die können jedenfalls erben; gewiß ist die Großmutter gestorben.“

„Davon“, sagte er „will ich mich bald überzeugt haben“, und da er von seinem niederen Standpunkte nichts sah, stieg er auf die Scheiterbeige und guckte zum Fenster hinein. Die Musikanten spielten eben wieder einen lustigen Walzer, als unser Lauscher sich droben postirt hatte; aber zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er die Todtgeglaubte in ihrem alten Lehnsessel am Ofen sitzen, sah, wie sie mit ihren Schuhspitzen theilnahmsvoll den Takt auf den Boden klopfte, sah, wie ihre Augen voller Frische waren und wie ihre Glieder unwillkürlich zuckten, wenn es wieder von vorne anging: „Z'Lauterbach hab' i mei Strumpf verlor'n!“ Von Zeit zu Zeit nickte sie mit dem Kopfe, und als der Tanz zu Ende war, lachte sie aus vollem Halse zu den Fröhlichen: „Hi, hi, hi“, kicherte sie, „zu meiner Zeit hat man's aber doch noch ganz anders abe g'haue; da gumpte man noch nicht wie eine Krähe über einen frisch gesäeten Kornacker; wäre mein Athem noch wie meine Beine, ich wollte Euch zeigen, was tanzen ist.“

„Ho, ho,“ murmelte unser Horcher auf der Scheiterbeige, „die denkt noch nicht an's Sterben.“ Um Alles besser überblicken zu können, oder vielleicht um das Bethli zu Gesicht zu bekommen, wollte er jetzt noch etwas näher rücken, — da fing es unter ihm an zu knistern und zu

knattern; der vom Verbrauch in der Küche stark angegriffene Holzstoß wankte; eine Schicht um die andere rollte hinab und riß endlich auch unsern Helden um, welcher, in einem Haufen von Scheitern begraben, mit großem Gerassel in den Kellerhals hinabstürzte.

Wie ein Zauberschlag wirkte das auf den Kreis der Fröhlichen drinnen in der Stube.

„E Nachtbueb, e Nachtbueb!“ tönte es aus Aller Mund; die Thüre fuhr auf wie im Sturm; im Nu standen Knechte und Taglöhner draußen und wühlten in dem überstürzten Holzhaufen umher, um des ungebetenen Gastes habhaft zu werden.

Als jetzt gar noch die Großmutter mit Lachen und Husten dazwischen fuhr: „Gäll, Bethli, die verwütsche-n-e schön!“ da beeilte sich dieses, die Stalllaterne in der Ecke zu erhaschen und anzuzünden. Denn was weiß so ein Meitschi, wer am Donnerstag- oder Samstag-Abend das Haus umlauert und wartet, bis Meistersleute und Knechte in der Ruhe sind, um dann droben heimliche, nur halbverständliche Worte in's stille Stübchen hinein zu murmeln und Einlaß zu begehren? Wie kann es wissen, ob es vielleicht Hübelipeters Benz sei, mit dem es ja jeden Abend aus der Käserei heimkehrt, oder der Krämerhansli, der es letzten Freitag auf dem Weg nach Langnau zum Fahren eingeladen, oder gar der Styg-Niggi, der am Geigersonntag mit ihm getanzt und ihm eine ganze Flasche bezahlt hat! Wie kann es überhaupt wissen, daß es nicht Jemand sei, gegen den die Knechte vielleicht zu eifrig das Hausrecht vertheidigen?

Schon hatten die Vorangeeilten das überstürzte Holz auf ebener Erde durchwühlt und suchten jetzt den Malefikanten auch noch rings um's Haus herum. Dieser hielt sich still unten im Kellerhals und wagte kaum Athem zu schöpfen, um nicht einen neuen Rutsch zu veranlassen und so sein Versteck zu verrathen. Aber jetzt trat Bethli allein mit der Laterne heraus und schaute mit einem verwunderten „Eh aber au!" die verschüttete Kellertreppe herunter. Das änderte die Sache, und im Innern des Holzstoßes da unten flüsterte jetzt eine Stimme: „Bist Du's, Bethli?" als käme sie aus dem Grabe herauf. Dann bewegten sich die Scheiter, als würden sie lebendig, und bald stand vor ihm, noch vom Regen triefend, der verunglückte Lauscher.

„Um Gotteswillen, der Schulmeisterfritz!" rief das erschrockene Mädchen und setzte dann mitleidig hinzu: „Es hat Dir doch nichts gethan?"

Als es sich hinlänglich hievon überzeugt hatte, zog es den unerwartet Gefundenen, während die Knechte und Tagelöhner noch am Rande des Waldes herumsuchten und fluchten, ungeachtet seines leichten Sträubens, mit sich in die Wohnstube, führte den nassen Burschen zum Tisch hin, der mit vollen Weinflaschen und Schüsseln voll Fleischresten und andern Speisen besetzt war, und sagte mit fast bittender Stimme: „Denk', Aetti, Schulmeisters Fritz kommt diesen Abend aus der Lehre heim und hat das Wetter unter freiem Himmel ausgehalten!"

Der Eggbauer, ein weißhaariger, breitschultriger Sechs-

ziger mit stechenden grauen Augen in dem vom Wein gerötheten Gesicht, musterte den jungen Schulmeister eine Zeit lang schweigend vom Kopf bis zu Fuß. Es mochte ihm nicht Alles gefallen, was er an demselben sah, denn anstatt ihm die Hand zum Willkomm entgegenzustrecken, sagte er mit rauher Stimme: „So, also Du hast da draußen den Mordsspektakel angerichtet? Du hast von Glück zu sagen, daß Dich die Knechte nicht gefunden, die hätten Dich nicht übel zerzaust; der Erdäpfler hat sie ordentlich angezündet, und Dein ohnehin schon nasses Röcklein hätte Dich nicht vor dem Brunnentrog geschützt."

Bei diesen Worten warf der Waldeggbauer einen Blick auf Bethli hinüber, das nichts weniger als mit dem Vater einverstanden schien und kleinlaut sagte: „Er wollte ja nur eine Laterne durch den Wald; Du weißt doch, es ist oben eine Stelle, die sehr unsicher ist, wenn das Wasser kommt."

„Nu, nu", lenkte der Eggbauer wieder ein, „eine Laterne hab' ich meiner Lebtage im ärgsten Hundewetter nicht gebraucht; aber die junge Welt wird halt anders. Komm' her und thu' eins Bescheid, — ich habe da mit meinen Leuten ein wenig Sichleten, — heißt das, wenn Du für ein Gläsli guten, alten Erdäpfler nicht zu vornehm geworden bist."

Mitten auf dem Tisch stund das eben angezapfte, vier bis fünf alte Berner Maß haltende Glasfäßchen, das mit seinem Inhalt den Beschluß des ländlichen Mahles machen sollte. Unsichern Schrittes schwankte

Peter, bei dem es im Oberstübchen schon zu feuerwerkern begann, nach dem Heiligthum hin und füllte zwei Gläser für sich und den unerwarteten nächtlichen Ankömmling. „Für den Wein bist Du zu spät gekommen", sagte er, „und naß bist Du auch; da thut ein Gläschen von dem besser als ein halbes Faß voll saurem Twanner oder Oberhofner. Nu, la gseh', und nimm einen tüchtigen Schluck!"

Zu jeder andern Zeit hätte sich vielleicht Fritz zweimal besonnen, sich unter den Schutz des Kartoffelgeistes zu stellen; denn es war ihm noch zu lebendig im Sinne, wie man im Seminar in Münchenbuchsee gegen dieses edle Getränke, das wie eine Pest die gesunde Kraft des Volkes verheere, zu Felde gezogen war. Aber was kümmert sich ein Waldeggpeter um das Seminar? Und als Fritz vollends merkte, wie man, besonders in dem jetzigen kritischen Augenblicke, ihm eine Weigerung aufnehmen würde und innerlich fühlte, daß er der ausgestandenen Strapatzen wegen einer außerordentlichen Stärkung und Erwärmung bedürfe, so stieß er bereitwillig an und leerte, um dem Bauer jedes Mißtrauen in seine verloren geglaubte Volksthümlichkeit zu nehmen, geradezu das ganze Gläschen aus.

„He wohl", murmelte der Eggpeter, „es dünkt mich, die jungen Schulmeister können's auch noch!" Langsam schenkte er das Glas wieder voll und wendete sich dann gegen das Fenster, um zu sehen, ob die Knechte und die Weiber und Jungfrauen, die alle hinausgesprungen waren,

nicht bald wieder hereinkommen wollten, während Fritz flüchtig die Großmutter am Ofen und Bäbi, Bethli's Mutter, grüßte, die ihm, obgleich er eine unliebsame Störung in Alles gebracht, wenigstens freundlichere Worte gaben, als der mürrische Bauer. Uebelgelaunt, wie er war, schlug dieser das Fenster zu und sagte: „Das hat übel gehaust, da draußen; ich glaube, man hört die Emme donnern und brausen, bis zu uns herauf.“

„Hab's gespürt“, versetzte Fritz, der jetzt seine Kappe auf einen Stuhl legte und sich dem Bauer gegenüber setzte. „Kam deßwegen her, um durch den Wald eine Laterne zu entlehnen, und stieg, als mir Niemand Antwort gab, auf die Scheiterbeige, wo ich mit einem Haufen Holz in den Keller hinabfiel. Habe Pech diesen Abend,“ fügte er, etwas aufathmend, hinzu.

Bei dem letztgesprochenen Worte sah der Eggpeter den jungen Mann wieder mit seinen stechenden Augen forschend an und sagte endlich mit beißendem Ton: „Schnell verändert da in Buchsee unten!“

„Ich wüßte nicht“, erwiderte der junge Schulmeister betroffen.

„Wirst Dich kaum mehr erinnern, wer Dein Vater ist“, fuhr der Bauer in gleichem Tone fort.

„Freilich weiß ich's, und daß er arm ist; aber will's Gott wird's besser kommen, wenn ich ihm jetzt behülflich sein kann.“

„Besser kommen“, versetzte in gereizter Weise Peter,

„wenn man sich in solche herrschelige Narrenkleider hüllt? Das ist kein gutes Zeichen für Dich."

„Was um aller Welt willen habt Ihr eigentlich gegen mich?" rief jetzt Fritz heftig. „Glaubt Ihr, Ihr habet noch einen Schulerbuben vor Euch, dem Ihr so mir nichts dir nichts um die Ohren herumflegeln könntet?"

„Werde Dir wohl noch etwas sagen dürfen", erwiderte der Bauer giftig; „bist noch lange kein Prädikant, nicht einmal ein Schulmeister. Wo siehst Du hier einen Menschen mit langgeschnittenen Haaren, Nebelstecherkappe, hinabgelegtem Kattunkragen und wie das Zeug alles heißt! Es wird inwendig auch nicht mehr gar köstlich stehen mit dem guten, alten Glauben und der Religion. Hast wohl auch alle Firlefanzereien gelernt, die weniger nützen, als das fünfte Rad am Wagen, und könntest kaum noch eine Frage auswendig, geschweige denn vernünftig erklären. Solche Bursche sind die jungen Schulmeister, aber hol' mich der Teufel. . . ."

„Das ist gar nicht nöthig", fiel ihm Fritz in die Rede; „ich sehe, daß ich Euch überlästig bin und kann gehen, ohne daß Ihr mir heimzündet." Damit setzte er seine Wachstuchkappe auf und eilte, ohne gute Nacht zu sagen, der schweren Eichenthüre zu.

„Nein, nein, nicht so", flüsterte jetzt die Bäuerin in Peters Ohr, und auch diesem kam es jetzt zu Sinn, daß er zu hart gewesen und zu heftig geredet. Er rief dem nächtlichen, verwegenen Eindringling mit sanfterer Stimme zu, er solle noch eins Bescheid thun; so bös sei es denn

notabene nicht gemeint, wenn er jetzt auch ein Glas zu viel im Kopfe habe, es sei halt nicht alle Tage Sichlete.

Fritz weigerte sich, gab aber endlich dem bittenden Blick Bethlis und der wohlthuenden Ermunterung der Großmutter, die ihm stets gewogen gewesen, nach und trat in die Stube zurück.

„Man würde meinen, was Dir da Schreckliches begegnet wäre“, fing der Eggbauer wieder an, „daß Du so taubsüchtig davonläufst. Meiner Seel', ich mein' es gut mit Dir, wenn ich Dich auf einen andern Weg bringen und einen vernünftigen Menschen aus Dir machen möchte.“

Fritz hatte kein großes Gelüste, nach dem Modell des Eggbauern umgegossen zu werden, deßhalb versuchte er, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, indem er sich über die Neuigkeiten und Veränderungen erkundigte, die sich seit einem Jahre in der zerstreuten Gemeinde zugetragen. Er vernahm gewaltig viel: der Peter hatte seinen Schwarzblösch verkauft, Brüschfritzen war der Schimmel umgestanden, Haagbenz hatte fünfhundert Kronen geerbt, das Graben-Trini hatte den Rentsch-Uli geheirathet und der Schachenmichel hatte in einer Prügelei das rechte Auge verloren. Aus all diesen Veränderungen sah Fritz, daß es so ziemlich beim Alten geblieben war.

Mittlerweile kamen jetzt auch die Schnitterinnen und Schnitter mit den Knechten wieder heim. Sie hatten zuletzt, müde vom Suchen, unter dem vorspringenden Schirmdach der Scheune gestanden, die Weiber, um frische Luft zu schöpfen und vom Tanz etwas zu „verkuhlen“, die

Männer, um des Spitzbuben, der da unbefugter Weise hatte „fenstern“ wollen, vielleicht doch noch vermittelst listig ausgestellter Schildwachen habhaft zu werden. Das war nun freilich verlorne Mühe gewesen, und Alle glaubten endlich einem alten Knecht, einem sonderbaren Kerl, der überall das Gras wollte wachsen hören und Geister und Gespenster sah, wo keine waren. Dieser behauptete steif und fest, der „wilde Jäger“ sei an der Waldegg mit seinem ganzen Heer vorbeigefahren; der habe ihnen den „Tuck“ gespielt und wenn sie nicht so wild getanzt und mit den Schuhen geklopft hätten, so hätte er ihnen noch ganz andere Merkzeichen gegeben. Denn die Geister, namentlich die bösen, ließen sich durch Nichts besser abhalten und vertreiben, als durch Klopfen und Wüstthun, und es sei ein Glück, daß sie heute dem Unwetter zum Trotz getanzt hätten, sonst hätte das wilde Heer dem Bauer vielleicht das ganze Hausdach mit durch die Lüfte davon genommen.

Der Geisterseher und die Andern, die ihm glaubten, kamen nun freilich übel an, als sie wieder in die Stube zurückkehrten und hier den wahren Sachverhalt erfuhren. Der Erstere suchte aus Aerger früher sein Lager, oben auf dem Heuboden; die Andern aber fingen über das Abenteuer des Schulmeisterfritz, dem sie, als einem alten Bekannten, treuherzig die Hand schüttelten, jetzt herzlich zu lachen an, und als nun der Kartoffelgeist aus seinem gläsernen Palaste, in dem er gefangen lag, mit Heeresmacht befreit wurde, als er durch die glühenden Kehlen rann, die

Nerven höher stimmte, die Herzen befeuerte und die Füße beflügelte, als er mit stolzem, sicherm Takte den Musikanten durch Mark und Bein zitterte und die Gedanken der Weiber aus den Banden der Schüchternheit löste, — da ging ein Toben an, als ob wirklich der wilde Jäger mit seinem Gefolge auf der Waldegg eingekehrt wäre!

Mitternacht war längst vorüber. Dem Waldeggpeter waren die Augen gläsern, die Zunge schwer geworden; er mochte nicht mehr reden und starrte, halb wachend, halb schlafend in das Gewühl hinein. Die Großmutter war hinten an der Ofenecke eingenickt; die Bäuerin stand draußen in der Küche beim Herdfeuer und braute zu guter Letzt einen dampfenden Kaffee für Die, welche dem Branntwein nicht mehr zusprechen mochten. Jetzt hielt es Fritz für gerathen, Abschied zu nehmen. Er streckte dem Waldeggbauer die Hand hin, worauf dieser schläfrig einige unverständliche Worte lallte; dann suchte er mit dem Blick Bethli, welches ihm, als er zur Thüre hinausschritt, mit der angezündeten Laterne folgte. Aber draußen hatte sich das Wetter verzogen; helle Sterne leuchteten zwischen den zerrissenen Wolken, und der Mond stund freundlich in Gestalt einer großen, goldenen Sichel am Himmel.

Da löschte Bethli die Laterne aus; Fritz aber legte seinen Arm um die schlanke Gestalt, zog Bethli sanft an sich und gab ihm den ersten Kuß. Einige Minuten noch flüsterten sie still mit einander, *was*, weiß der

Erzähler nicht genau. Dann flog auf den Ruf der Mutter das Mädchen erschrocken in's Haus zurück, Fritz aber zog singend seine Straße dem Elternhause zu.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als er endlich aus dem Walde heraus auf die lange nicht mehr gesehene Stätte seiner Jugend zutrat. Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er auch hier in der Wohnstube noch ein Lichtlein, das gar wunderlich hin und her flimmerte. Er kam näher und hörte jetzt deutlich ein Gemurmel vieler durcheinander plaudernder Stimmen, von denen er einige zu kennen schien; dann vernahm er laute, halb unterdrückte Schmerzenstöne. Neugierig, was sich hier zugetragen, klopfte er endlich an die Hausthüre; er wartete lange, aber Niemand erschien, ihm zu öffnen. Er klopfte wieder an und trat endlich, da er die Thüre nicht verschlossen fand, in die Küche.

„Gottlob", ertönte es jetzt drinnen in der Wohnstube, begleitet von einem Schmerzensseufzer, und bald darauf verkündete eine dünnkreischende Stimme die Ankunft eines jungen Erdenbürgers, der sich gleichzeitig mit seinem hochgelahrten Bruder in der väterlichen Wohnung einfand und durch seine ungescheuten Aeußerungen zeigte, daß er seine Stellung in der Welt mindestens ebenso gut erfaßt habe, wie der junge Schulamtskandidat.

Das Herz des alten Schulmeisters vermochte diesen doppelten Willkomm fast nicht zu fassen. Bald plauderte er mit dem Aeltesten, bald lief er zum Jüngsten und blickte dann wieder auf das Schmerzenslager hin,

wo die schwache Wöchnerin in einen wohlthuenden Schlummer gesunken war.

„Bei Gott, ein braver Bube, und Beine hat er wie ein Küher", sagte Fritz, als man ihm jetzt den kleinen Bruder zeigte. „Aus dem muß ein Pfarrer oder ein Rechtsgelehrter werden, wenn ich das Leben und die Gesundheit habe."

Der Tag stieß bereits an den Himmel, als Vater und Sohn nach allerlei Gesprächen die nöthige Ruhe suchten. Der Alte fiel bald in einen festen, gesunden Schlaf, der ihn allen ausgestandenen Kummer vergessen ließ. Fritz träumte von der Gewitternacht und vom wilden Jäger; aber bald wurde dieser schwarze Spuck von lieblichern Bildern verscheucht, und rosige Liebesgötter umgaukelten seine junge, hoffnungsfreudige Seele bis in den hellen Morgen hinein.

Zweites Kapitel.

Gevattersleute.

Nach einigen Tagen war im Hause des Schulmeisters zu Trübbach Alles wieder im alten Geleise: Noth und Sorge kehrten unter das ihnen wohlbekannte Dach zurück und füllten reichlich die Stelle des Kummers aus, dessen der Schulmeister durch die glückliche Entbindung seiner Frau enthoben worden war.

Die Vaterfreuden gingen schnell vorüber, als der unbändige Junge täglich mehr nach Milch schrie und auch in seinen anderweitigen Bedürfnissen keine Zugeständnisse machen wollte. Fritzens lithographirtes Patent mit den schönen Schriftformen hatte zuerst wie ein Heftpflaster auf die offene Wunde des Geldmangels gewirkt; aber auch es verlor nach und nach seinen Reiz, als aus demselben keine Goldstücke herausfielen. Zu all diesen trüben Aussichten gesellte sich jetzt noch die schon lange mit Bangigkeit erwachte Sorge wegen der Kindtaufe. Diese kostete den Schulmeister mindestens dreißig Franken, und wenn er die Einbünde der Gevattersleute auch je auf einen ganzen Neuthaler berechnete, so blieb ihm doch

immer ein Rückstand von achtzehn Franken, also fast eine halbe Quartals-Staatszulage. Und woher diese nehmen, da die laufende dem Bäcker abgetreten und auf das nächste Vierteljahr auch schon etwas entlehnt war? Würden aber die Einbünde weniger betragen oder gar fehlen, du lieber Himmel, was sollte dann werden?

Der erste und schwerste Leidenskelch war für den Schulmeister das Gotten- und Göttib'stellen. Noch lange hatte sein Söhnlein unter dem liebenden Herzen der Mutter geruht, als schon der Gedanke an dieses Geschäft wie ein Riesenschatten seine Seele verdüsterte, wenn er hie und da, um sein Elend zu vergessen, sein Guggisberger-Pfeifchen schmauchte. Aber jetzt, da die Zeit immer näher rückte und schon am nächsten Sonntag die Kirchenglocken sein Kind zum Taufstein rufen sollten, war seine Ruhe völlig dahin. Trübsinnig saß er stundenlang auf der Ofenbank. Selbst die Nacht ließ ihm keine Ruhe; schwere Träume quälten seinen Geist, daß er unverständliche Worte stammelte, als wanderte er bereits von Haus zu Haus mit gesenktem Haupte, überall rauh angeredet, überall abgewiesen bei dem Geschäft, das er doch zu Ende bringen mußte. „Und dann noch an drei Orten!" hörte man ihn oft murmeln, „das ist schrecklich, bei Gott, schrecklich!"

Es ist auch wirklich nichts Geringes, mit dem Stocke gegen ein Haus hin zu wandern, wenn alle Fenster geöffnet sind und forschend auf jede Schwenkung geachtet wird, fast mehr als auf den Windzug bei einem Hagel-

wetter; und wenn man endlich gegen das Haus einbiegt, Hansli oder Lisebethli der Mutter ruft: „Er chunt hie zueche, er chunt hie zueche!“ und dann die Verfänglichen drinnen im Hause verschwinden, in den Roßstall, in den Keller oder auf den Estrich hinauf, und wenn schließlich mit großer Mühe Jemand hervorgeklopft ist, es heißt: „Sie sind nicht daheim; ich will's ihnen sagen, aber ich glaube nicht, daß sie's verrichten werden; es wäre besser, geradewegs an einen andern Ort zu gehen!“ Es hat schon manchem Herzhaften nicht wenig geklopft drinnen in der Brust bei solchem Anlaß, geschweige denn einem Menschen, der Zeitlebens nur an's Gehorchen, Dulden und Entbehren gewöhnt war.

Und doch mußte der Schulmeister die harte Nuß knacken. Da schoß ihm noch in der elften Stunde ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Fritz war jetzt daheim und ein patentirter Lehrer; konnte nicht dieser ihm den dritten Theil der fatalen Angelegenheit abnehmen und seinem jüngsten Bruder zu Gevatter stehen? — Aber, wo sollte der Sohn den unentbehrlichen Einbund hernehmen? Die Mutter verwarf aus diesem Grunde zuerst den Vorschlag hartnäckig, indem sie unwirsch zum Schulmeister sagte, er werde das Gotte- und Göttib'stellen doch auch z'weg bringen wie ein anderer Mann, ohne den Jungen anzusprechen; es habe das schon Mancher verrichten müssen, und für einen ganzen Neuthaler und eine Züpfe [1]) könne man wohl Etwas thun und am

[1]) Ein in Form eines Zopfs geflochtener Laib Eierbrod.

Ende auch Etwas ausstehen. Doch die Schulmeisterin war noch nicht bei ihrer vollen Kraft, und hauptsächlich diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß ausnahmsweise des Vaters Wort den Sieg behielt.

Jetzt mußte vor Allem die Gotte bestimmt werden, um dann nach dieser den zweiten Götti auswählen zu können. Bei allen Haushaltungen des Schulkreises Trübbach wurde im Geiste die Runde gemacht; allein entweder verwarf die Mutter oder erklärte der Vater, nicht hingehen zu dürfen. Endlich kam Fritz in die Stube und nachdem ihm seine Wahl war angezeigt worden, wurde auch er um seine Meinung befragt. Eine leichte Röthe flog über sein Gesicht, die dem Kundigen augenblicklich gesagt hätte, daß er seinerseits bereits gewählt habe; er wollte sich aber keine Blöße geben, heftete seine Blicke auf den Boden, hustete und besann sich, als wollte er im Kopf eine kubische Gleichung lösen.

„Ho, was weiß ich“, sagte er endlich, „vielleicht das Hübeli-Bäbi? — Doch nein“, setzte er im gleichen Augenblicke hinzu und kam auf das Hag-Eisi, verwarf aber auch dieses, als die Eltern dasselbe einer nähern Besprechung unterwerfen wollten. Er hielt neuerdings Musterung in seinem Kopfe und sprach endlich wie zu sich selber: „Hm, daß ich an dieses nicht eher gedacht! Ja bestimmt, das ist das Gescheidteste!“

Daß die Verlegenen jetzt auf den Weisheitsspruch ihres Sohnes begierig waren, läßt sich denken. „Ich meine das Egg-Bethli“, entgegnete er auf ihre Frage.

„Das muß bestimmt eine gute Gotte sein, es war ja schon in der Schule das weitaus treueste. Dazu glaube ich, es würde es nicht ungerne verrichten; es ist wahrscheinlich noch nie zu Gevatter gestanden, und das erste Kind wächst ja immer am Besten in's Herz hinein."

Fritz hatte seinen Zweck erreicht; die Eltern, besonders die Mutter, wurden nachdenkend: „Ja, Fritz hat Recht; ich habe auch schon an das Bethli gedacht, dahin mußt Du gehen", sagte sie mit Nachdruck zum Schulmeister. Ob nun dieser auch Einwendungen machte, diesmal half Alles nichts, wie überhaupt kein Widerstand etwas vermag, wenn die Mutter und der älteste Sohn sich zusammen so recht etwas in den Kopf gesetzt haben.

Noch am gleichen Abend suchte der Schulmeister seinen Hagdornstecken hinter dem alten Schrank hervor und ging, unter stetem Herzklopfen seine Rede studierend, den Wald hinab, um sich in der Abenddämmerung ungesehen der Egg nähern zu können.

Bethli war eben beim Brunnen, als er zu dem Hause kam und mit zitternder Stimme „Guten Abend" sagte. Es mochte aus dem seltsamen Auftreten geschlossen haben, auf was es abgesehen war, denn ein schalkhaftes Lächeln spielte um seinen Mund, als es sagte: „E, guten Abe wohl, dürfet Ihr's au einist zu uns wagen, Schulmeister?"

Diesem war es bei dem freundlichen Empfang schon ordentlich leichter geworden und fast wäre er mit der Sprache herausgeplatzt; aber zu seinem Unglück kam jetzt

eben die Mutter dazu. Sie merkte bald, um was es sich handle, als sie den Schulmeister mit Bethli plaudern sah; so leichten Kaufes wollte sie dasselbe aber nicht hingeben. Sie ging also hinzu und fing an zu jammern, wie die Zeiten so böse seien, daß man bei allem Arbeiten und Sparen nicht vorwärts komme; wie die Arbeitslöhne so theuer, wie Einen die armen Leute fast fräßen und meinten, man sollte ihnen Alles geben, was man mühsam erwercht habe. Dann fuhr sie fort, wie sie ein b'sunderbar böses Jahr gehabt hätten: „der Käs hat wenig gegolten", sagte sie, „und das Korn ist auch nicht recht gerathen und haben beide doch so niedrige Preise. Aus der Ryste ziehe ich fast Nichts; das Flachsstüdi zahlt mir nur fünf Batzen für das Pfund, und mit den Kälbern und Säuen ist auch nicht mehr viel zu machen." So ging es fort, daß dem armen Schulmeister ob dem Wortwerk ordentlich Angst wurde. Wie gerne er angefangen hätte mit seiner Sache, er konnte schlechterdings nicht in's Geleise kommen.

Endlich hieß ihn die Holdselige in die Stube hereingehen, Peter werde bald aus dem Stall kommen und dann wollten sie einen kleinen Abendsitz halten. Dem Bethli war dieses Manöver, das es heute nicht zum ersten Mal erlebte, nicht recht. Es hatte in den Augen des Schulmeisters gelesen, daß es diesmal ihm gelte. Das gab eine Gelegenheit, die schweren Göllerketten und den Oberländerkittel mit den Auffsatzknöpfen zur Schau zu tragen, und — vielleicht mochte sein junges Herzchen dabei sonst

noch etwas gefühlt haben, kurz, es machte der Folter ein Ende, wendete sich von der Mutter ab, um einem allfällig strafenden Blick auszuweichen, und sagte zu dem Gequälten: „Wie geht es Eurer Frau, ist sie z'weg? Sie soll einen gar braven Buben haben!?“

Das war Wasser auf des Schulmeisters Mühle. „Ja, ja“, versetzte er, „sie ist schon wieder ordentlich und das Kind ist auch gut z'weg. Nächsten Sonntag möchte ich eben taufen lassen und nähme Dich gern zur Gotte.“ Es war heraus, das schwere Wort; ein langer Seufzer, kaum hörbar, zitterte ihm nach, und mit banger Erwartung harrte der Schulmeister der Antwort.

Bethli, war es aus Freude oder aus Verlegenheit, oder hatte es der Pfeil aus der Mutter Auge getroffen, antwortete Nichts, sondern schlug leise erröthend die Augen nieder. Für dasselbe aber ergriff nun die natürliche Vormünderin das Wort und sagte, es sei eigentlich eine Christenpflicht, so etwas zu verrichten; doch wenn es über das Vermögen gehe, so glaube sie, sei es auch keine Sünde, es abzuschlagen. Sie seien in letzter Zeit so viel in Anspruch genommen worden, daß es eigentlich fast gescheidter wäre, sie hießen ihn weiter gehen, und wenn er nicht der Schulmeister wäre, so würde sie es rundweg thun. Hingegen sei er mit dem Bethli auch immer manierlich gewesen, habe es viele Jahre immer zu oberst gesetzt und nie drinnen behalten oder gar geschlagen, und da wolle sie die Sache noch überlegen.

Diese wenigstens nicht ganz abweisende Rede mußte

jetzt der Schulmeister benutzen, um seine Sache einen Schritt näher zum ersehnten Ziel zu bringen. Er suchte die Bäuerin aus dem Fahrwasser zu treiben, um selbst in die Mitte des Stromes zu kommen. Darum fing er jetzt an, das Meitschi ganz entsetzlich zu rühmen, sagte, es sei das fleißigste und manierlichste gewesen, das ihm je vorgekommen, und es müßte einer ein Hundsfott von einem Schulmeister sein, wenn er ein solches Kind nicht auf den Händen trüge. Er müsse wirklich bekennen, es hätte noch viel mehr verdient, es sei so geschickt, daß ihm unter Hunderten nicht eines gleich käme. Er hätte manchmal bedauert, daß er es nicht noch weiter hinauf als zu oberst habe setzen können, und nach Recht und Billigkeit hätte jedenfalls zwei Klafter unter ihm noch Niemand sitzen sollen. Darum habe er es aber auch allen andern als Gotte vorgezogen, und er möchte bitten, so viel er könne, ihm doch ja nicht abzuschlagen; es sei ja bekannt, daß die Kinder den jüngsten Taufzeugen am liebsten nacharten, und da bekäme er denn einen recht geschickten Buben.

Dann ging er zurück auf ihre Einwendungen und gab zu, es sei allerdings eine böse Zeit, fügte aber bei, das werde dem Eggbauer noch lange nichts machen. Er habe die Käsereirechnung gemacht und gefunden, daß Peter weitaus der größte Lieferant sei, was ihn aber auch gar nicht Wunder nehme, wenn er sehe, wie er sein Land in Ordnung halte und immer die besten und einträglichsten Kühe kaufe.

So ging es fort und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben entdeckte der Schulmeister, daß er, wenn er im Zuge sei, noch ein gutes Mundstück besitze.

Seine Worte verfehlten den Eindruck nicht, besonders da Bethli während des langen Vortrages die Mutter immer zupfte und ihr endlich sogar etwas in's Ohr flüsterte. Mit ganz anderer Miene fing die Bäuerin wieder an, sie hätte nicht geglaubt, daß der Schulmeister in solchen Dingen so viel Einsicht hätte, aber da sehe man es, es gehe halt doch nichts über gstudierte Leute.

Es sei wahr, fuhr die Bäuerin fort, der Peter verstehe das Bauern aus dem Fundament; aber es würde ihm doch viel nebenaus gehen, wenn sie ihm nicht gute Räthe gäbe, wie er dieses oder jenes „anreisen" müsse. Ein gutes „Saumüetti" könne eben mehr machen, als Andere glaubten, und aus den Säuen schlage sie jedenfalls auch etwas heraus, wie viel, sage sie Niemand, — jedoch nicht die Hälfte weniger als Peter aus der Käserei. Jedenfalls wollten sie dem Bethli einst noch Etwas hinterlassen, daß sich die Leute darüber wundern müßten.

Hiemit lenkte sie das Gespräch so unvermerkt als möglich auf den zweiten Götti hinüber und machte die Runde im ganzen Umkreis; aber wenige hielten die Probe aus. Der Eine wäre zu arm und hätte Nichts zu geben, der Andere sei ein unfläthiger Mensch und könnte auf das Kind einen bösen Eindruck machen, beim Dritten zuckte sie die Achseln; es sei dort nicht Alles Gold, was glänze, und so rönnlete sie fort mit Sturmwind, daß selbst die

besten Kerne mit davonstoben und der arme Kindbettimann dachte, er bekomme am Ende gar Niemanden. Der Krämerhansli, sagte sie endlich, sei ein ordentlicher Bursche, fein und manierlich und dazu b'sunderbar freigebig. Sie sei einmal mit ihm zu Gevatter gestanden, der habe Sachen gebracht, daß sie sich fast hätte schämen müssen, obschon sie meine, sie sei auch nicht die schlechteste, wenigstens zehn Pfund Kaffee, einen ganzen Neuthaler Einbund und dazu noch eine Kleidung, daß es eine Pracht gewesen. Diesen sollte er nehmen, dann würde Peter Nichts dagegen haben und sie könnte dann wohl das „Jawort“ geben.

So ging es fort, daß der arme Schulmeister kaum mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Indessen war ihm aus Allem doch klar geworden, was er jetzt zu thun habe. Er verzichtete darum auf den Abendsitz und damit vielleicht auf ein Glas vom Guten und ging lieber geradewegs zu dem Genannten hin, um die Sache zu Ende zu bringen. Aber du lieber Himmel, wie war ihm dabei zu Muthe! Hatte ihn nicht eben der Krämerhansli schon etliche Male so ungestüm an die Bezahlung seiner Schuld gemahnt? Ganz kleinlaut pochte er drum am Lädelein und zitterte fast, als Hansli mit festen Schritten sich nahte. Nachdem er ein Päcklein Tabak gekauft, sagte er, daß er noch gerne etwas mit ihm reden möchte.

„Hätt's längst gerne gesehen“, war die kurze Antwort des Krämers; dann hieß er ihn hereinkommen, nahm sein Schuldenbuch hervor, in welchem der Schul-

meister an einigen Orten so recht schwarz angeschrieben stand, und blätterte mit saurer Miene darin herum.

Jetzt wurde es Nacht vor den Augen des gequälten Mannes; er hustete, seufzte und brachte endlich stotternd heraus: „Ja, gegenwärtig ist doch eine grausame Zeit für die Armen."

„Das spüre ich auch", sagte der in seine Rechnungen vertiefte Krämer; „wenn man nichts mehr anbringen und verkaufen kann, so ist auch für Unsereinen nicht viel Gutes."

„Ja, und besonders mich drückt es gegenwärtig fast zu Boden," fuhr der Schulmeister fort. „Zu all den Sorgen ist jetzt meine Frau noch Kindbetterin."

Der Handelsmann warf einen forschenden Blick auf den Schulmeister. „Aha", mochte er denken, „gilt's vielleicht noch mir?" Hierauf versuchte er den ersten Angriff mit theurem Mais, steigenden Kaffeepreisen und weiter hinaufgehendem Brot abzuschlagen, und verband damit den Generaltrost, daß man in Gottes Namen nicht Allen helfen und gefällig sein könne!

Doch der Schulmeister ließ sich nicht von seiner Sache abbringen; hier galt es ja zwei Fliegen auf einen Schlag. Seufzend fuhr er fort: „Ja, die Kindtaufe ist mir doch erbärmlich zuwider!"

„Ich kann mir's vorstellen", sagte Hansli, der jetzt schlechterdings nicht ausweichen konnte; „aber es sind, weiß Gott, noch Viele in diesem Falle. Nun, wenn Dir's gedient ist, so könnte ich noch einmal ein wenig Geduld haben

und Frist geben; kannst es dann für ein Kindbettigeschenk rechnen." Hiemit glaubte er genug gethan zu haben und den unwillkommenen Besuch abschütteln zu können.

„Ach ja", seufzte der Schulmeister wieder, „die Geduld ist gut, aber gegenwärtig sollte ich Leute haben, und da möchte das Eggbethli am liebsten Dich zum Götti." Das hatte der Schulmeister gut gemacht. Potz Bomben und Granaten, wie zündete diese List! Hansli's Auge glänzte bei diesem Namen wie der große Hundsstern an einem klaren Winterabend; sein ganzes Gesicht strahlte heimlich auf, und mit Mühe hielt er seine innere Aufregung zurück. Mit völlig verändertem Tone sagte er dann: „Es kommt mir eigentlich fast zu dick; aber es ist Christenpflicht, ich will sehen. Könnte sein, daß ich am Vormittag nicht selber käme; will aber dafür sorgen, daß ich am Nachmittag Zeit finde." Dann ermahnte er den Schulmeister noch, doch nicht zu viel Kosten zu machen, denn nach der „Kindbetti" sei auch noch Jemand da, der gern Geld nähme! Nicht schmeichelhaft, aber doch tröstlich für den Schulmeister, denn er hatte jetzt einen der schwersten Tage in seinem Leben hinter sich.

Hingegen hatte der seiner Sorge entladene Mann jetzt in anderer Menschen friedliche Wohnung die Fackel der Zwietracht geworfen. Besonders rauchte es auf der Egg. Zuerst sagte Peter nicht viel zu der Sache. Als aber der Sonntag immer näher rückte, die Bäuerin etwas von Einkramen, Einbund und Kornfassen sprach, Herrgott, wie brannte da der Bauer los! Da gebe er nichts,

rief er zornentbrannt aus, sie habe das Zeug so eingefädelt und könne es nun selbst ausmachen. Er habe nichts dagegen, wenn schon Bethli den Krämerhansli gern sehe; das könne es aber auf einen Geigersonntag einrichten, wo es dann nur ihn Geld koste.

Dann fing er an über den Schulmeister loszuziehen: man werde mit demselben auch gar nie fertig; er meine bald, er habe das Recht, nur auf Einem allein herumzureiten; die kleine Bänne habe er fast die halbe Zeit droben; letzten Frühling habe er ihm ein großes Stück Dornhag zum Schwänden gegeben und unlängst in Langnau einen ganzen Schoppen bezahlt. Fritz, der ungattlige Sprützlig, sei an der Sichleten auch da gewesen und habe so viel Erdäpfler getrunken, als ob das Faß keinen Boden hätte, und jetzt sollte er noch einen ganzen Neuthaler Einbund geben! Nein, so wolle er nicht haushalten, das sage er ihnen ein für alle Male.

Die Bäuerin machte mit Recht geltend, daß man sich ja schämen müßte wie ein Hund, der armen Frau nichts zu geben. Er sei der wüsteste Mensch auf Gottes Erdboden; akkurat so habe er es ihr bei Bethli, ihrem eigenen Kind, gemacht; sie habe Alles von ihm erzanken müssen, und dann habe er gemeint, sie sollte schon in den ersten Tagen wieder Käsmilch trinken, aber da habe sie doch den Kopf gesetzt, und sie wäre ein Narr gewesen, wenn sie es hätte schlechter haben wollen, als die ärmste Taunersfrau.

Bethli wollte seinerseits mit Weinen nachhelfen; allein

ein Neuthaler, eine Kleidung und dazu noch Etwas aus dem Speicher zum Backen ließ sich dies Mal nicht mit Thränen aus dem Peter herausbringen, und so haderten sie fort, bis endlich die Mutter ihr Töchterlein taub und trotzig vom Vater wegzog. Sie wußte sich schon zu helfen, die Bäuerin; am selbigen Abend noch, als Peter in die Käsereigemeinde ging, wandelte Bethli wohlgemuth mit einem Bündel Korn nach dem Schulhause ab und sagte, sie hätten nicht Zeit, es in die Mühle zu tragen; es solle doch ein Bub gehen und eine brave Züpfe daraus machen lassen. Damit war der Hausfriede hergestellt. Den Einbund und die Kosten für die Bekleidung konnte ja Bäbi vom „Säugeld" nehmen; da hatte ihr der strube Peter Nichts dreinzureden. Und so geschah es.

Drittes Kapitel.

Ein Rüsttag und eine Chiltnacht.

Der Samstag, die Zeit der Vorbereitungen für die Kindtaufe, war endlich erschienen. Den ganzen Vormittag saßen des Schulmeisters Kinder unter den Fenstern und musterten die Vorübergehenden, da sie die Ankunft der Küchlifrau kaum erwarten konnten. Eine Kindtaufe ist für die Jugend überall eine ganz besondere Freude, denn da gibt es Küchli, Hammen, Fleisch und noch andere Herrlichkeiten, welche die Kleinen, besonders in einer Schulmeisterhaushaltung, nicht alle Tage zu riechen, geschweige denn zu essen bekommen. An die Sorgen der Eltern und schlaflosen Nächte am Bettlein des Neugeborenen denken sie natürlich nicht; sie verwundern sich vielmehr, warum doch die Mutter nicht wenigstens alle Monate ein Kindlein von der Wehmutter bestelle und auf diese Weise allerlei gute Sachen in's Haus bringe.

„Sie kommt, sie kommt!" schallte es endlich durch die Stube und bis an's Bett der geduldigen Wöchnerin, und bald darauf trat die Langersehnte richtig herein. Es war eine kleine, behäbige Frau von vierzig Jahren, welche in

Ermanglung einer Hebamme hier oben den jungen Erdenbürgern den Eintritt in's Leben erleichterte und dann auch die landesübliche Mahlzeit bei der Kindtaufe besorgte.

„Hest d's Kuechetröli o mitbracht?“ rief ihr der fünfjährige Hansli schon bei ihrem Eintritt entgegen, und das Mareili schickte sich an, den geheimnißvollen Inhalt ihres Säckleins mit seinen kleinen Fingern neugierig zu befühlen, als die Wehmutter jetzt zu den Eltern in's Nebenstübchen getreten war, wo eine ziemlich trübe Stimmung herrschte.

„Was wollt Ihr eigentlich auch mit Euren Klagen, Ihr Chäzzers Stöck!“ sagte die Eingetretene in halb vorwurfsvollem, halb tröstendem Tone; „das wird hier doch wohl auch vorübergehen, und zuletzt, wenn man genau rechnet, sind die Kosten nicht halb so groß.“

Es besserte ihnen wieder ein wenig, den schweren Herzen, bei diesen Worten, so daß sich der Schulmeister endlich ermannte und fragte, was sie eigentlich auch anschaffen müßten.

„He, nicht halb so viel“, antwortete die Wehmutter, und fing jetzt dem Kindbettimann an Sachen aufzuzählen, daß ihm schwere Seufzer entfuhren, insonderheit als er dann nachrechnete und auch ohne den Wein schon weit über die angesetzte Summe zu stehen kam. So konnte er doch nicht drein greifen. Er fing darum an abzumarkten, zog und zog und wollte es absolut auf dreißig Franken zurückzwängen; aber da brach endlich die Wehmutter gräulich los. Man würde bald glauben, sagte sie,

so ein Schulmeister wisse Alles besser, und sie habe doch schon über zweihundert Kindbettenen gekocht und kenne den Brauch. In ihrem Leben habe ihr Niemand gesagt, daß sie etwa die Sache übertreibe, und drei und ein halbes Pfund Fleisch auf die Person sei doch bei einer Mahlzeit immer berechnet worden, besonders wenn man nur sieben Pfund Anken zum Verkücheln habe. Nun, er könne machen, was er wolle; aber weiter herab gehe sie bei ihrer armen Seele nicht; lieber lasse sie den ganzen Plunder im Stich und laufe wieder heim, und dann könne er selbst sehen, was er morgen mit den Kindbettileuten anfange.

Diese Worte wirkten entscheidend auf den an Gehorsam Gewöhnten. Er setzte sich an den Tisch, nicht um Geld zu zählen, sondern um Zeddelchen zu schreiben, und bald wanderte beinahe die ganze Haushaltung hierhin und dorthin aus, um die nöthigen Sachen zusammenzutreiben. Die resolute Kochmutter aber ging an ihr Mehl, und verarbeitete dasselbe, indem sie den Teig hin und her plumpste, daß es eine Art hatte und ihr Gesicht davon bald ganz morgenröthlich angehaucht erschien.

Dem Schulmeister selbst blieb jetzt aber der schwerste Theil übrig, die Herbeischaffung eines ordentlichen Weines. Er hatte zwar schon früher so obenhin mit Meister Röhrlein, dem dicken Wirthe zum Rebstock, gesprochen. Dieser hatte ihm die Maß vom „Allerbesten“ zu einem Franken angetragen; ob es aber ohne Geld gehe, das war jetzt eine andere Frage. Jedenfalls mußte Fritz mitkommen,

um allfällig nöthigwerdende Versprechungen seinerseits gehörig zu unterstützen. Wenn Fritz auch noch keine Stelle hatte, so war er doch ein angehender Menschenbeglücker, und zwei solchen Mannen konnte schlechterdings Niemand achtzehn Maß Wein abschlagen, wenn schon die Thaler nicht gerade blank auf der Hand lagen.

In dieser Voraussetzung wanderten die Beiden noch einigermaßen frohen Muthes dem Wirthshause zu, obschon man es Fritzen ansah, daß er sich durch die neue Auszeichnung nichts weniger als beehrt fühlte. Der Wirth empfing sie aber gar freundlich, klopfte bald dem Einen, bald dem Andern auf die Achsel, führte sie in den Keller, wo er von diesem und von jenem einschenkte und ganz verschmitzt darüber lächelte, daß der alte Schulmeister immer ein ganzes Glas austrinken mußte, ehe er sein Urtheil abgeben konnte. Endlich entschied dieser sich für den „Markgräfler" hinten im Keller, welcher nach Röhrleins Versicherung die Leute so recht zusammenhauen werde. Es war ein ordentlicher Wein, nur hatte er, wie der Wirth sagte, „vom Hahnen" ein kleines „Abchüstli", was indessen der Kindbettimann nicht hoch anschlug. In seiner nach und nach angeheiterten Stimmung wurde es dem Schulmeister auch nicht schwer, Meister Röhrlein seine augenblickliche Geldverlegenheit sogar mit einigem Humor zu offenbaren. Zu seiner großen Freude verzog dieser auch nicht eine Miene. Das sei ihm ganz gleichgültig, sagte er; er habe sich schon manchmal gewundert, warum man nie bei ihm ankehre, und dann lud er den

Fritz auf den zweiten Weinmonatsonntag ein, habe er Geld oder keins.

Fritz war jetzt darum zu thun, aus dem Keller wieder hinaufzukommen. Ihr Fäßlein wurde also unter den Hahnen gesetzt und der goldene Strom entfesselt; aber bald fing es an, eigenthümlich zu rauschen und zu gurgeln, und dann versiegte die Quelle des edlen Saftes.

„Halt, da bin ich auf der Truse", sagte der Wirth ganz unbefangen, und wälzte das kleine Fäßchen zu einem andern Faß, in welchem die ganz gleiche Sorte abgelagert sei. Fritz wollte den Wein gegeneinander prüfen.

„Ja, das ist jetzt eine fatale Sache", antwortete Röhrlein etwas verlegen; „im andern Faß läuft kein Tropfen mehr, aber ich gebe mein Ehrenwort, es ist vom gleichen."

Jetzt bemerkte der junge Schulmeister, daß beim ersten Faß oben der Spund eingeschlagen war. Mit ein paar kräftigen Schlägen flog derselbe auf den Kellerboden hinaus und unaufgefordert stellte nun der Wirth das Fäßlein wieder an den frühern Platz, als der Wein unten neuerdings in vollem Strom hinausrauschte. „Ich will verflucht und verdammt sein", sagte er ärgerlich, „wenn ich daran gedacht habe. Der Küferuli hat mir den Spund so hart eingeschlagen; Alles machen sie einem verkehrt, wenn man nicht den ganzen Tag bei ihnen steht." Er murmelte dann noch ein paar unverständliche Worte in sich hinein und schien in eine weniger behagliche Stimmung übergehen zu wollen, woran er aber durch einen

neuen Kunden, der droben am Kellereingang sich zeigte und meisterlich fluchte und schimpfte, verhindert wurde.

„Heda, Wirtshaus, ist denn hier Niemand hervorzuklopfen? Alles ausgestorben!"

Es war ein kleiner Kerl mit einem Gesicht wie eine Fuchsschnautze, der droben also rief, und als er sah, daß man ihm keine Antwort gab, den Kopf hoch emporreckte und sich auf's Lauschen verlegte, wie Füchse zu thun pflegen, wenn sie einen Hühnerstall auswittern, oder wenn sie von den Hunden in die Enge getrieben werden. Und siehe, unser pfiffiger Rechtsagent Grübel hatte die rechte Fährte bald gefunden und schritt nun vorsichtig die Kellertreppe herunter.

„Nicht übel," sagte er lachend, „da kann man Meister Röhrlein's Wein doch einmal an der Quelle versuchen!" Ganz ungescheut trat er auf die Männer zu, die jetzt eben mit Abzapfen fertig geworden, erkundigte sich mit einer Sicherheit, als wäre er dazu befugt, warum sie so lange da unten hockten, ob sie Wein machten, und sagte endlich, halb im Spaß, halb im Ernst: „Umsonst, Meister Röhrlein, will ich die Reise über die halsbrechende Stiege in den Keller hinunter nicht gemacht haben; laßt sehen, was habt ihr da für einen Tropfen!"

„Nicht übel," sprach er mit wichtiger Miene, als er von dem Kindbettiwein einen Schluck gekostet, „nur ist der Markgräfler just nicht mein Lieblingswein; ein Tröpflein Lacôte wäre mir lieber, der feuert anders auf der Zunge, und die Dümmsten werden davon gerade

noch einmal so klug. Heda, ausgerückt, Rebstockwirth, die Gelegenheit kommt so leicht nicht wieder."

Meister Röhrlein durfte nicht zurückhaltend sein gegen einen Menschen, mit dem er, man weiß nicht wie und warum, vielleicht von heute auf morgen etwas anzuspinnen, abzumachen oder auszufechten haben konnte, und obgleich er den zudringlichen „Stürmi" haßte, zapfte er ein Faß um das andere an. Als Grübel die Sorten immer besser fand, kam zuletzt noch ein Yvorner zum Vorschein, der alle andern weit übertraf. Von diesem ließ Röhrlein dem schäbigen Rechtsagenten ein Glas um das andere heraus und freute sich, indem er im Stillen dachte, die durstige Weisheit des abgefeimten Geschäftlimachers werde heute Nacht in einem kapitalen Rausch elendiglich zu Grunde gehen. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, nahm er jetzt, als sie sämmtlich ziemlich bestiefelt den Rückmarsch aus dem Keller antraten, noch eine ganze Flasche mit in die Stube hinauf, wo sie sich an den großen, uralten eichenen Tisch setzten, und wo Grübel nicht müde wurde, das Lob des federweißen Yvorners zu singen, der einem federleicht mache, daß man durch alle sieben türkischen Himmel fliegen möchte. Unaufhörlich zupfte und strich er an seinem rothen Bart, und seine kleinen Wallfischäuglein fingen an gar sonderbar in die Welt hineinzuleuchten. Auch der Schulmeister war ziemlich weinselig geworden, und es däuchte den Fritz, es sei nun Zeit, sich zur Abreise zu rüsten. Wie er, dies sagend, aufstand und zum Fenster hinaus schaute,

war er plötzlich andern Sinnes geworden. Denn da bog sich's herum bei der untern Ecke des Wirthshauses mit rosigem Gesicht und schlankem Wuchs und schaute wie zufällig mit einem Blicke hinauf, der das Herz des jungen Schulmeisters umflammte wie ein leichtes Wetterleuchten den Himmel an einem Sommerabend. Es war das Eggbethli, das von der Mühle heimkam, wo es irgend einen Auftrag ausgerichtet, und eben den Heimweg nach der Egg antreten wollte.

„Jetzt, Meister Röhrlein, noch eine Flasche," rief Fritz, und mit einem Satz stund er schon drunten beim Bethli, das nach einigem Weigern der Einladung folgte, ihm und dem Vater Eins Bescheid zu thun.

Es war heute so schön, das Bethli, mit seinen üppigen braunen Haaren und den seelenvollen Augen, aus denen eine ganze Welt voll süßen Glückes herausschaute; die glänzend weißen, gestreiften Hemdärmel und das enggeschnürte schwarze Mieder stunden ihm so gut, daß der Blick der drei Männer unwillkürlich an den frischen Zauber dieser Gestalt gebannt war. Grübel wurde zuerst auf einmal ganz stille, was bei einem Rechtsagenten gewiß viel sagen will; dann wollte er nach einiger Zeit zuthunlich und vertraulich werden. Aber Bethli mochte wenig Gefallen finden an dem Fuchshaarigen; ängstlich lenkte es seinen Blick von Zeit zu Zeit auf Fritz, als wollte es ihn um Schutz bitten gegen die Zudringlichkeit des unheimlichen Menschen. Indessen kam es Fritz vor, als ob Bethli auch gegen ihn nicht mit jener

Herzlichkeit verkehre, die er seit den letzten vergangenen Wochen an ihm zu sehen gewohnt war. Wie eine tiefe, stumme Frage hingen des Mädchens Augen oft an seinem Gesicht; forschend schien es, wenn Grübel es nicht bemerkte, bis in das Herz des jungen Schulmeisters hinab dringen zu wollen. Der Rechtsagent seinerseits wollte mit einer neuen Flasche nachhelfen und dem Eggbethli in dieser Weise die Zunge lösen; aber da hatte er sich verrechnet. Der Wein kam wohl, aber Bethli, wie mit sich selbst kämpfend, flüsterte dem jungen Schulmeister plötzlich etwas in's Ohr, trank dann noch einmal „Gesundheit", sagte die Mutter werde plangen, bis es heimkomme, es habe sich jetzt schön verschwätzt — und fort war es, wie ein leichtfüßiges Reh.

Bald darauf machten sich auch der Kindbettimann und sein Sohn auf den Weg nach Hause, der Erstere in einer ganz besonders frohen Laune, Letzterer nachdenklich und träumerisch in sich selbst versunken. Langsam näherten sie sich dem Schulhause und rochen schon von Weitem die edlen Düfte, welche ihnen aus der Küche entgegenströmten. Die Sachen waren gut gegangen; Jedes hatte seinen Auftrag an den Mann bringen können, und darum waren in dieser Beziehung für morgen alle Sorgen überwunden.

Der Abend fand die ganze Schulmeisterfamilie ziemlich vergnügt beieinander. Die Mutter und die Hebamme mußten doch auch noch ein Tröpflein versuchen, das hätte das Herz des alten Schulmeisters nicht anders haben

wollen. In dieser Versammlung wurde der kommende hochwichtige Tauftag seiner ganzen Bedeutung nach abgehandelt. Heute war die Reihe an den Frauen, weise Lehren zu geben, und Fritz hörte da eine Beredsamkeit entfalten, gegen welche der Redefluß aller seiner frühern Lehrer himmelweit zurückstand. Seine ganze Haltung bei dem Taufstein wurde ihm einleuchtend klar gemacht, und es ward ihm ernstlich eingeschärft, bei den Worten „Wertheste Taufzeugen!“ doch ja den Kratzfuß und das Nicken mit dem Haupt nicht zu vergessen.

Indessen war der junge Schulmeister heut Abend kein aufmerksamer Schüler. Mitten unter den ernsthaftesten Zusprüchen öffnete er das Fenster, machte es wieder zu, horchte dann einige Augenblicke und mochte sich bald des Gähnens nicht erwehren. Wie kann man von einem Burschen gehörige Aufmerksamkeit verlangen, dem ein Meitschi, wie sein morndriges Gotteli eines war, vor wenigen Stunden Etwas in's Ohr geflüstert, das ihm mehr zu denken gab, als Alles, was er bis jetzt in seinem jungen Leben erfahren hatte?! Fritz benutzte darum auch die erste Gelegenheit, da eine Pause eintrat, schützte Müdigkeit vor und ging mit einem „Gute Nacht“ hinaus.

Die Mutter, welche etwas von seiner Absicht merken mochte, rief ihm fast befehlend nach: „Fritz, Du wirst doch nicht noch fort wollen!“ Aber dieser hörte nichts mehr; er war bereits im Dunkel des nahen Waldes verschwunden. Mit den Schritten eines Liebenden maß er

furchtlos die finstere Straße, welche, überdacht von hundertjährigen Riesenbäumen, nachtschwarz vor ihm lag, denn weit voran eilte ihm ja das holde Götterkind, die Phantasie, die seinen Pfad erhellte und ihn sicher hingeleitete zum einsamen Dachstübchen seines Bethli.

Endlich näherte er sich dem Hause. Die Bewohner mußten längst zu Bette gegangen sein. Ringsum war Alles still; nur der alte Brunnen plätscherte träge in die dunkle Welt hinein. Mit ganz eigenen Gefühlen stieg Fritz auf die längst wieder aufgeschichtete Scheiterbeige. Wollte er, ... durfte er ... er war Schulmeister, — und doch, er mußte Bethli sprechen. Leise, leise wollte er vorwärts gehen; jetzt hörte er droben vor dem Fensterlein ein seltsames Murmeln. Er horchte, und unverständliche Worte drangen an sein Ohr; er lauschte wieder, und es war keine Täuschung, ein einlaßbegehrendes Ständchen vor Bethli's Kämmerlein fand hier statt.

Was anfangen? Früher wäre Fritz kurz und gut losgebrochen, denn er war ein hochstämmiger, kräftiger Bursche, der Keinen fürchtete; aber jetzt war er patentirter Schulmeister, und ein nächtlicher Skandal konnte ihn um alle Zukunft bringen.

Während er horchte und innerlich kämpfte, trappten von der andern Seite des Hauses feste Schritte heran, die schnurstracks auf den Flüsterer zueilten. Wetter, wie ging es jetzt auf einmal los da oben auf der Laube. Es rumorte und paschte und plumpste in heimlichem

Ringen, bis endlich ein menschlich geformtes Wesen auf den Reiswellenhaufen herabflog, wo es so schnell als möglich aufstand und durch den Schopf entrinnen wollte. Aber beim Brunnen wartete ihm der Andere schon wieder; die nervige Faust des Siegers ergriff ihn beim Nacken und jetzt lag er, festgehalten, mit dem Kopf unter der Brunnenröhre, vergeblich ein halbersticktes, wuthentbranntes Keuchen in die stille Gegend hinausschickend.

Fritz fühlte nicht im mindesten den Beruf, hier vermittelnd aufzutreten; nur hätte er mit dem Besiegten auch den Sieger gerne in's Pfefferland geschickt, und hiezu boten ihm die Kämpfenden bald den besten Anlaß. Der Unterlegene merkte wohl, daß der grimmige Zauser ihn noch lange unter der Brunnenröhre abkühlen würde, wenn er nicht eine letzte, verzweifelte Anstrengung machte. Diese gelang ihm denn auch; durch einen eigenthümlichen Ruck brachte er den Sieger aus dem Gleichgewicht, und jetzt lagen sie beide da am Boden, stampfend und beißend, schlagend und kratzend, wie zwei Bestien des Urwaldes. Endlich konnte sich der Ueberwundene aus den unbarmherzigen Händen seines Gegners losmachen und benutzte den Augenblick, um durch den Schopf in's Freie zu kommen. Er fand aber keinen Ausweg und versteckte sich darum hinten im Schopf in einen alten Schafstall. Hier fiel der nacheilende Sieger von Neuem über ihn her, und jetzt war der entscheidende Augenblick für den bange harrenden Schulmeister gekommen. Mit hochklopfendem Herzen näherte er sich, stieß die Thüre zu, drehte den

Riegel, — und die beiden Fechter waren regelrecht eingepfercht.

Sofort hörte das Keuchen und Patschen da drinnen auf. Dann wurde wie rasend an der Thüre gerüttelt und dumpf geflucht; allein die dicken Bretter hielten standhaft aus, und kein Donnerwetter erschütterte die festen Blöcke. Mit vereinten Kräften arbeiteten die Eingeschlossenen so eine Zeit lang darauf los; denn in der gemeinsamen Noth war der eigentliche Grund ihrer Rauferei augenblicklich vergessen. Endlich gelang es ihnen, oben einen Laden aufzuheben. Mit kühnem Sprung war der Sieger in der kleinen Oeffnung, drückte und zwängte sich durch und rannte dann, ohne sich weiter um den Andern zu bekümmern, wie toll davon. Der Zurückgebliebene sprang vielleicht ein Dutzend Mal hinan, aber seine Kräfte waren erschöpft vom Wein und von dem heftigen Ringkampf. Ermattet sank er endlich auf das Stroh zurück, wo er sich bis auf Weiteres mit Ergebung in sein Schicksal fügte und bald darauf einschlief.

Fritz, welcher nun den Rücken frei wußte, prüfte noch einmal den Riegel, verschwand dann an der Hausecke, und stand bald droben vor Bethli's Fenster. Drei Worte, kurz aber inhaltsschwer, tönten halblaut in's stille Kämmerlein; dann hörte er ein Geräusch in der hintern Ecke und Bethli stand vor ihm. Noch nie hatte er es so schön gesehen, wie jetzt, da es mit losgewundenen Haaren im einfachen Nachtkleid ihm öffnete. „Bist Du es Fritz?“ sagte es mit sanfter Stimme, das Gesicht vom schwachen

Flimmer eines kleinen Lämpchens übergossen; „nun, so komm' herein, aber leise, um Gotteswillen leise, daß es der Vater nicht hört!"

Der junge Schulmeister war seit seiner gefährlichen Rutschpartie in den Kellerhals hinunter hin und wieder, wenn auch verstohlen, mit der Erwählten seines Herzens zusammen gekommen, selten auf der Waldegg, meist nur wie zufällig am hellen Tag auf dem Felde, oder auf irgend einem Kreuzweg, wo Bethli vorbei mußte, wenn es Verrichtungen zu machen hatte, oder auch an einem Sonntag droben auf der Waldhöhe, wo man von einer breiten Lichtung aus einen schönen Anblick auf das ganze Thal genoß. Mehr und mehr hatten die jungen Herzen sich genähert, und es war längst zwischen ihnen zu einer Erklärung gekommen, sobald beide sich völlig bewußt geworden, daß sie sich liebten, und daß sie zu einander paßten. Aber heute stund Fritz zum ersten Mal, der Sitte des Landes gemäß, zur Nachtzeit und ohne Zeugen, der Gespielin seiner Kindheit in ihrem Kämmerlein gegenüber, und etwas ganz Besonderes mußte es sein, warum er hier war, denn Bethli hatte ihn ja selber (erschrecket nicht, holde Leserinnen, vor dem naiven Zuge der Tochter der Natur) zu diesem späten Stelldichein heute Nachmittag im Rebstock eingeladen.

Zuerst erzählte Fritz das eben bestandene Abenteuer. Bethli war voller Angst gewesen, denn es hatte den heimlichen, dumpfen Kampflärm wohl vernommen und mußte nun, trotz seiner sichtbaren Beklommenheit, über Fritzens

Einfall herzlich lachen. „Fritz“, sagte es dann plötzlich, „Du darfst nicht lange bleiben; denke, wenn der da unten im Schafstall neuen Lärm machte, und der Vater oder der Knecht würde erwachen, das gäbe schöne Geschichten! Ich wollte Dich Etwas fragen, Fritz, aber ich darf nicht, denn ich weiß, Du wirst mir dann böse, und das kann ich nicht ertragen.“ Ein wehmüthiger Blick auf den Schulmeister bestätigte, daß irgend etwas Schweres das Mädchen drücke.

Fritz erschrack fast bei dieser Wendung des Gespräches; er suchte den Grund desselben am unrechten Ort. „Hast Du mich nicht mehr gern, Bethli?“ fragte er mit weicher Stimme nach einer stummen Pause. „Ach, ich weiß ja wohl, ich bin so arm; aber glaube mir, Bethli, es gibt noch andere Güter, die auch ihre Zinsen tragen und die man nicht nach Tausenden messen kann. Nun, wenn Du diese nicht kennst, so muß ich versuchen, Dir zu entsagen, aber helfe mir Gott, mein Herz“...

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Bethli mit leisem Schluchzen, indem es ihn heftig mit den Armen umschlang. „Ach, Du zürnst mir jetzt, und ich bin Dir doch so gut und bin nur besorgt um Dich.“

„Nie werde ich Dir zürnen“, entgegnete Fritz, „und wenn Du mir auch Dein Stübchen verböteſt, oder gar Dein Herz entzögest. Nein, Bethli, sage mir nur Alles offen, Deine Worte sind Liebe und können nicht verwunden!“

Bethli blickte noch einmal fragend in das Antlitz des

Geliebten, senkte dann seine Augen, schaute bald darauf wieder auf Fritz und brachte endlich mit Mühe Folgendes heraus:

„Der Vater war heute wieder so unwirsch; ich weiß nicht, ob er erfahren hat, daß wir letzten Sonntag auf der Waldhöhe mit einander geredet. Und nun noch die Taufe! Ach Fritz, wir gehen morgen zum ersten Mal neben einander in die Kirche. Ist es denn wahr, was der Vater immer und immer wieder von Dir sagt, Du habest in Münchenbuchsee, im Seminar, die Religion völlig verloren, oder hast Du Deinen Glauben bewahrt und ist es vielleicht nur ein leeres Gerede, von bösen Menschen ausgestreut?“

Den jungen Schulmeister überraschte diese Frage nicht wenig. Er antwortete lange nicht und schaute still, im Innersten bewegt, vor sich hin. Endlich stund er auf, schloß Bethli in seine Arme und sprach: „O Du reine Seele, ja wahrlich, jetzt erst sehe ich, daß Du mich liebst! Nein, ich habe ihn nicht verlassen, Deinen und meinen Gott und werde ihn zeitlebens nie verlassen; er selbst sei mir Zeuge diese Nacht, daß ich Dein gutes Herz nicht betrüge!“

Er war weg, der schwere Stein von dem liebenden Herzen der Waldeggtochter; Bethli's thränenfeuchtes Auge erheiterte sich wieder. „O, ich wußte es ja wohl,“ sagte es, indem es die Hand des Geliebten ergriff, „Du könnest kein böser Mensch sein. Ach, ich habe so oft um Dich geweint. Aber versprich es mir jetzt, Du wollest die

Kinder, wenn Du einmal eine Schule hast, auf den rechten Weg leiten und sie zu tüchtigen und guten Menschen heranbilden, und ich gelobe Dir, ich will Dein sein, und Nichts soll mich wankend machen in diesem meinem Entschluß."

Ein heißer Kuß, lang wie die Ewigkeit, besiegelte das beiderseitige Gelöbniß dieser jungen und unverdorbenen Menschen. Wo der Lenz der Seele leise kommt, mit sanftem, geistigem Säuseln, daß man nicht weiß, wie Einem geschieht; wo er seinen Liebreiz und seine holde Anmuth über wirklich schöne und gute Menschen ausgießt; wo er dasteht, wie der Engel des Herrn, angethan mit der lichten Klarheit und keuschen Lieblichkeit des Himmels: da ist das erste Paradies wieder gefunden, und da redet die Schlange der Verführung ihre Giftworte nicht. — Noch lange redeten die Beiden von Allem, was ihnen der glückliche Augenblick eingab. Als Fritz endlich Abschied nahm, war der Mond aufgegangen. Schelmisch lächelte er vom tiefdunkeln Himmel herunter, als wollte er sagen: „Ha, ich merke schon, wo das hinaus will, wenn die jungen Herzchen so stürmisch klopfen!" Und er leuchtete dem jungen Schulmeister auf seinem Heimgang wie ein treuer Freund und erfüllte weithin Busch und Wald mit seinem feuchten Silberglanz.

Viertes Kapitel.

Am Tauffonntag.

Aus den von zartem Duft überhauchten Bergen stieg ein schöner Morgen heraus. Die waldgekrönten Höhen dampften; in wunderlichen Streifen flog der silberne Nebel zur Bläue empor, die unendlich weit sich über Gebirg und Thal ausbreitete. Die Sonne blitzte kräftig durch den balsamischen Aether nieder, und als jetzt die Kirchenglocken von Trübbach den Sonntag einläuteten, da schwieg die Gegend weit und breit, der Tannenwald lauschte feierlich, und selig, wie ein Abglanz himmlischer Wonne, leuchteten die Firnen des Hochlandes zu den Hügeln und Ebenen der Menschen herab.

Schon frühe spazierte der Schulmeister nachdenklich um's Haus herum, während die Mutter in der Küche Kaffee kochte und drinnen in der Stube die Kleinen ihre Sonntagskleidchen aus dem Kasten hervorholten. Fritz erschien ein wenig verstört beim Frühstück. Die letzte Nacht schwebte, wie ein Traum, mit allen Einzelheiten an seiner aufgeregten Seele vorüber und die Ermahnung des Vaters an die Kinder, dem Morgensegen andächtig

zu folgen, mochte füglich auch dem jungen Schulmeister gelten.

Endlich erschien die Küchlifrau, ein tröstender Genius für heute in der Wochen lang durch bange Erwartungen verschüchterten Lehrerfamilie. Bald darauf kam das festlich aufgeputzte Gotteli mit seiner Mutter, der Eggbäuerin, an. Diese praktische Frau hatte gedacht, Bethli könnte vielleicht drinnen im alten Schulhaus ihre Gegenwart nöthig haben, und bei der Taufe könnte es möglicher Weise Anstände geben, deren Beseitigung durch ihre persönliche Anwesenheit leichter erreicht würde. Auch hatte sie nicht übel Lust, den jungen Schulmeister ein wenig auf's Korn zu nehmen und vielleicht auch in seinen Augen die Erklärung zu suchen, wie sich über Nacht ein Schaf in einen Rechtsagenten verwandeln könne. Das strohbehangene Wesen nämlich, welches diesen Morgen, als Peter im alten Schafstall Stroh holte, aus der Ecke hervorbrach und den ersten Schrecken des Bauern benutzte, um unbefragt in's Freie zu entkommen, war Niemand anders als Rechtsagent Grübel gewesen, und die Bäuerin vermuthete halb und halb, obschon sie keiner Seele etwas davon hatte verlauten lassen, Fritz möchte über die Einpferchung Näheres wissen. Und hierein war die schlaue Frau ihrer Sache bald ganz gewiß. Fritzens schläfrige Augen, das seltsame Lächeln gegen Bethli und der eigenthümliche Blick, womit er an ihr selber halb furchtsam vorüberstreifte, sagte ihr genug. Doch war jetzt nicht Zeit zum Plaudern und zum Fragen und noch weniger

zum Aufbegehren, denn dem Götti fehlte in ihren Augen noch so viel, um als ein würdiger Begleiter der aufgeputzten reichen Bauerntochter zu gelten! Sie nahm ihn jetzt deßhalb gehörig in die Finger und zupfte und rupfte, schniegelte und biegelte an ihm herum, daß es eine Art hatte.

Das Halstuch war nur geletscht, und Bäbi, die Eggbäuerin, wollte absolut einen Metzgerknopf; die Hosen mußten weiter heraufgezogen werden, damit man etwas von den weißen Strümpfen sehe; das Nastuch gehörte in die linke Westentasche. Endlich wurden sie fertig und die Schulmeisterin versprach sich nicht wenig von dem Eindruck, welchen Fritz auf die Predigtleute machen werde, besonders da Bäbi ihm zum Schlusse noch einen Blumenstrauß auf den Hut zwängte, der auch einem Ostermontagsschaf Ehre gemacht hätte.

Jetzt läutete es in der mehr als eine Viertelstunde weit entfernten Kirche in ernsten, gemessenen Klängen das erste Zeichen und der Verabredung gemäß mußte jetzt aufgebrochen werden. Die Bäuerin erbot sich, mitzugehen, und das Kind zurückzuholen, denn es sei ihr nicht gleichgültig, wie Bethli auftrete, und vielleicht könnte sie ihnen noch nützlich sein durch ihre Gegenwart. Ein gutes „Weinwarm“ wurde, der Landessitte gemäß, noch aufgetragen und dann zogen die Taufleute ab.

Der Gang durch die herrlich strahlende, im ersten Festschmuck prangende Gotteswelt machte Alle innerlich freudig und froh. Fritz hätte im Anfang jauchzen mögen;

aber die Sache ging ihm doch nicht ganz nach Wunsch. Er hatte sich so gefreut, auf dem Wege mit dem schmucken, wie eine frische Rose blühenden Bethli zu plaudern; aber da war das horchende Ohr der Mutter dicht neben ihm, und jetzt mußte er gar, dem allgemeinen Glauben dieser Bergleute zu lieb, den Jungen, auf eindringlichen Befehl der Eggbäuerin, selbst auf die Arme nehmen und ihn bis über das erste Wässerlein tragen, von wo ihm dann der böse Geist nicht mehr folgen könne. Der Junge merkte aber von den hochwichtigen Absichten seines Bruders sehr wenig, denn er schrie gar mörderlich und achtete nicht im Geringsten auf die „Pst! Pst!", welche von allen Seiten ertönten. Als Fritz endlich den nun gegen die Macht des Satans gefeiten jungen Erdenbürger wieder abgeben konnte, da kam ihnen auf einem Seitenweg ein anderer Taufzug entgegen, dessen Götti ein entfernter Verwandter von Bethli und Schreiber in einer angrenzenden Gemeinde war. Da mußte nun alle Hoffnung auf ein vertrauliches Wort aufgegeben werden, denn der Schreiber erkundigte sich mit einem wahren Heißhunger von Neugierde bei Bethli, was seit den zwölf Wochen seiner Abwesenheit vorgegangen, was dieses und jenes Meitschi mache, ob das Kabistrini noch ledig sei und ob es der Hubelchueri vielleicht doch noch nehme. Fritz kam ob all diesem nicht wenig in Harnisch und (wie schwach und trotzig ist das Menschenherz!) fast hätte er seinen Unmuth auf das unschuldige Bethli übergetragen, dem er es halb und halb gönnen mochte, als es die andern beiden

Gotten von allen Seiten neidisch betrachteten und seine Kleider, seinen Gang, ja seine ganze Haltung heimlich bespöttelten.

Endlich langten die Taufleute beim Pfarrhause an und vernahmen dort, daß der Krämer am Vormittag nicht kommen werde, — daher der Schulmeister noch schnell für einen Schlottergötti sorgen müsse. Ja ein „Schlottergötti" verdient wirklich diesen seinen Namen; wenn man nach wochenlangem Kummer wieder in den Anfang der Verlegenheiten zurückgeworfen wird und in der letzten Viertelstunde zum Vierten, vielleicht zum Fünften gehen muß: da entsinkt auch dem Stärksten der Muth, und nicht unpassend nennt das Volk den Erbetenen — Schlottergötti! Unser Schulmeister fing bei dieser Nachricht an zu zittern und zu zagen, und wahrscheinlich wäre er mit seinem Sprößling unverrichteter Dinge wieder heimgekommen, hätte ihm nicht sein Schutzgeist die Eggbäuerin mitgegeben. Diese trat jetzt für ihn in die Schranken, denn nun stand auch Bethli's Ehre mit auf dem Spiel. Ganz ungenirt lief sie unter ihren Bekannten und Nachbarn umher, die vor der Kirche noch ihr Pfeifchen rauchten, stieß bald Diesen bald Jenen an und flüsterte ihm etwas in's Ohr, und da, hiedurch ermuthigt, der Schulmeister auch sein Möglichstes that, so hätten sie jetzt fast Sieben für Einen bekommen, welche sich in den paar Minuten gerne ein Kindbettimahl verdienen wollten.

Endlich zogen sie nach der Kirche, und hier, in der von vier runden Holzsäulen getragenen großen Vorhalle

wurde die Eggbäuerin noch einmal die Retterin der schulmeisterlichen Ehre. Bethli und das Lauenmädi, die Gotte des andern Kindes, waren so ziemlich im gleichen Alter, und da erhob sich jetzt ein nicht geringer Eifer, zuerst in die Kirche zu kommen. Bethli hatte wohl gehört, daß die zu taufenden Knaben das Vorrecht hätten; allein seine Schüchternheit erlaubte ihm nicht, wie die große, schwere Nebengotte aufzutreten. Der Schulmeister zählte die Entscheidung hierüber nicht zu den Pflichten eines Kindbettimannes und auch Fritz fühlte sich in diesem weiblichen Rangstreit nicht zum Friedensrichter berufen, obschon er gern seinem Gotteli den Ehrenplatz gegönnt hätte. Endlich kam Bäbi, und schon von weitem verkündigte eine scharfe Stimme sein Nahen. Jetzt gab es Luft; dieser fühlte sich das Lauenmädi nicht gewachsen. Wenn es nicht vor allen Leuten mit wenig schmeichelhaften Titeln übersäet werden wollte, so mußte es zurücktreten. Langsam und schüchtern trippelte nun Bethli hinein; festen Schrittes hinter ihm die Mutter. Seelenvergnügt setzten sie sich dann in den ersten Stuhl, und die Eggbäuerin fand sich nicht wenig geschmeichelt, als die Augen aller Kirchgänger dort mit neidischer, hier mit aufrichtiger Bewunderung auf dem hübschen Töchterlein ruhten.

Bald trat nun auch der Geistliche im festlichen Ornat herein, — zu früh für manchen g'wundrigen Buben und für manche klatschsüchtige Bauerntochter. Es war nicht der Pfarrer der Gemeinde, sondern ein Vikar aus dem

nächsten Dorf. Die Ceremonie ging nach der Predigt in aller Form vor sich. Bethli machte seine Sache untadelhaft; auch Fritz war der erhaltenen Ermahnungen eingedenk, und so erwarb sich ohne Anstände der kleine Weltbürger unter dem Namen „Peter“ durch die heilige Taufe das Anspruchsrecht an den Himmel.

Dem Lauenmädi hingegen, das, wie es scheint, während der ganzen Predigt wegen seiner Hintansetzung dumpf in sich hineingebrütet hatte, begegnete ein großes Mißgeschick. Es vergaß dem Pfarrer den Namen zuzuflüstern, stand, als es den Fehler gewahr wurde, schamroth da und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Der Prediger war in sichtlicher Verlegenheit, bis endlich aus der Menge hinten in der Kirche der Ruf erscholl: „Rösi, ume Rösi!“, worauf das gleiche Wort, wie ein Echo, aus dem Munde des jugendlichen Seelenhirten zurücktönte und dann der priesterliche Segen die Handlung abschloß.

Der Schulmeister war mit dem heutigen Prediger nicht zufrieden. Er hatte ihm den Vortrag allzukurz gemacht. Der alte Pfarrer, meinte er, hätte den schönen Text: „Freuet Euch im Herrn allezeit!“ bei einem so andächtigen Publikum wohl noch drei Mal gewendet und von einer andern Seite her beleuchtet, und dieser ließ jetzt die Leute kurz und gut nach einer Stunde wieder laufen und dazu gerade noch an seiner Kindtaufe, wo jeder Aufschub für ihn Gewinn war. Langsam und übler Laune zog er mit seinen Leuten heim. Ihm pres-

sirte es wenig; die Gevattersleute wollten geheißen sein, und an dieses dachte er in seinem Kummer nicht.

Plötzlich vernahmen sie das Gerassel eines hübschen neuen Bernerwägeleins; es war der Krämerhansli, der an die „Kindbetti" wollte. „Der wird wohl Etwas haben unter dem Fußsack!" mochte der Schulmeister denken; denn jetzt erheiterte sich sein Auge und er fing an, zum schnelleren Gehen zu mahnen, da sie zu Hause wohl fertig sein dürften. Der Krämer, der sie jetzt eingeholt hatte, achtete wenig auf des Schulmeisters Begrüßung, sondern fragte Bethli, ob es aufsteigen wolle, es mache seine Kleider wüst über das Moos; er würde gerne auch die Andern mitnehmen, aber er habe zu wenig Platz, und auf dem Fußweg seien sie noch vor ihm zu Hause, denn es gehe ein wenig bergan und da müsse man langsamer fahren. Gegen die Einladung ließ sich vernünftiger Weise nichts einwenden; im Gegentheil, die Eggbäuerin fand die Sache ganz in der Ordnung, und so rollte das Bernerwägelein mit Bethli und dem Krämerhansli langsam auf der Hauptstraße davon.

Fritz war ob diesem Vorgang roth geworden; aber er verrieth mit keinem Worte, was in ihm vorging. Nur fing er jetzt an, einen noch schnelleren Schritt anzuschlagen und da die Eggbäuerin durchaus links über die Egg wollte, wo sie noch Etwas vergessen hatte, so gingen die Taufleute ihr zu lieb sämmtlich den etwas weitern Fußweg und langten noch fast gleichzeitig mit dem Fuhrwerk an, das dort eingestellt blieb. Da kam

nun der Waldeggpeter mit freundlicher Miene heraus und fragte, wie es gegangen und ob Bethli nichts Dummes gemacht. Als Jedermann voll Lobes war über das Benehmen des Gotteli, mußte natürlich der Schulmeister diese Theilnahme mit einer Einladung zum Kindbettimahl erwidern. Der Bauer sagte, er sei nicht deßwegen vor's Haus gekommen; nein, so unverschämt sei er denn doch nicht, und denke, daß sie die Sachen wohl selber nöthig haben werden. Allein der Schulmeister begriff wohl, daß ihm heute auf der Waldegg ein Stern entweder auf- oder untergehe, und legte sich deßhalb auf's Bitten, und wirklich gab der Bauer endlich nach, aber ausdrücklich wie er sagte, nicht etwa wegen des Essens, sondern weil er mit dem Krämerhansli etwas Wichtiges zu verhandeln habe.

Die schon ordentlich starke Truppe, die noch durch den Schlottergötti und dessen Frau vermehrt worden war, langte nach kurzer Zeit beim alten Schulhause an. Allein hier waren die Zurückgebliebenen ob der baldigen Heimkehr fast erschrocken, denn in der Küche war Alles noch weit zurück. Beim alten Pfarrer, sagte die Küchlifrau, wäre es wenigstens noch eine halbe Stunde gegangen; an den Wettlauf zwischen Hansli und Fritz hatte man auch nicht gedacht, und so kam es, daß die Suppe noch nicht bereit und das Kalbsvoressen noch nicht „lind" war. Die Gevattersleute sagten wohl, daß sie schon warten könnten und nicht halb so pressiren; aber beim Krämer bemerkte man doch ein eigenes Blinzeln gegen die Gotte

und ein vornehmes Lächeln gegen Peter, welches Fritz neuerdings das Blut in die Wangen trieb. Darum wurde jetzt mit doppeltem Feuer gearbeitet, und die Gerüche aus der Küche schwammen den Geladenen in kurzer Zeit ganz lieblich und einladend um die Nase. Als nun aber von dieser Seite kein Hinderniß mehr im Wege stand, waren wieder der Bauer und der Hansli nicht da, und so mußte nach Allem auch noch auf diese gewartet werden. Endlich kamen sie vom Walde herunter, wo Peter dem Krämer seine großen Tannen gezeigt hatte, und nach vielem Mahnen und Nöthigen gelang es dem Kindbettimann, die Geladenen an seinem Tische zu versammeln, die nun auch ihrerseits zeigten, daß sie nicht umsonst gewartet hätten.

Die Küchlifrau hatte ihre Aufgabe mit kundiger Hand gelöst, das mußte man ihr lassen, und das bewies am besten der Appetit der Taufleute, die dabei langsam zu Werke gingen. Nachdem Grabenniggi, der Schlottergötti, zum dritten Mal schöpfend, daran erinnert hatte, daß ihm nichts über einen Teller gute Suppe gehe, wurde zum ersten Mal angestoßen und dann zum Voressen geschritten. Es sei nicht übel, bemerkte der Eggbauer, nur sei dabei immer viel Gescherr und wenig Wolle, während der Schlottergötti das Voressen als das Allerbeste von der Welt taxirte, wenn man sich Zeit dazu nehmen könne. Nachdem so der größte Hunger ein wenig gestillt war, löste der Wein nach und nach die Zungen der Gesellschaft.

Grabenniggi's Frau kam auf den Vikar zu sprechen,

wie doch der gehauset und auf das Kanzelbrett geschlagen habe, daß sie im Anfang nur habe lachen müssen. Aber nach und nach habe er dann doch Dieses und Jenes angezogen, daß sie ganz gerührt worden sei und habe müssen weinen, wie ein Kind. Es sei wirklich traurig, daß man so in den Tag hinein lebe und das Höhere vergesse; sie wenigstens wolle jetzt luegen, daß sie sich in Acht nehme, obschon sie meine, sie sei doch nie eine der schlechtesten gewesen.

Einmal sie hätte da nicht geflennt, fiel die Eggbäuerin ein; sie führe ein Leben, daß sie es vor Gott und den Menschen glaube verantworten zu können, und wenn man Alles wüßte, so hätte vielleicht der Vikari vor seiner eigenen Thüre genug zu kehren und nicht halb Ursache, so aufzubegehren.

Der Grabenniggi sagte, es habe ihn nur gelächert, wie dem Statthalter Angst geworden, als der Pfarrer von der engen Pforte gesprochen, und wie Jener sich in Gedanken den Bauch zusammengedrückt. „Ich glaube selber, ein solcher Dickwanst könnte noch hart anstreifen, besonders wenn man vielleicht aus der Brandassekuranz- und Hagelsteuer fett geworden; doch will ich Nichts gesagt haben“, setzte er kleinlaut hinzu, als er jetzt gewahr wurde, welch' giftige Blicke ihm der Krämer zuwarf, der mit des Statthalters Frau verwandt war.

Dem Schulmeister wurde während dieser und ähnlicher Gespräche, wobei insbesondere auch das Lauenmädi an die Reihe kam, himmelangst. Zum zweitenmal hatte er

schon zugefüllt; der Braten war aufgestellt und noch Niemand hatte ihn oder seine Frau mit jenem geheimnißvollen Wink bei Seite gerufen, der in solchen Fällen immer die Enthüllung und Ueberreichung der Pathengeschenke einleitet. Waren denn die Einbünde ganz vergessen, beim Krämer vielleicht abgewischt, und beim Bauer gegen die Bänne verrechnet? — Das waren die Gedanken des Geängsteten. Es wohlete ihm, als Hansli jetzt einen Gang in's Freie vorschlug, und damit ja die Aufmerksamkeit nicht durch einen andern Gegenstand gefesselt werde, lief der Schulmeister noch schnell mit einer leeren Flasche nach. Der Krämerhansli aber, der an dergleichen Spekulationen gewöhnt war, merkte den Kniff; er lächelte dazu, ließ aber den armen Kindbettimann den Leidenskelch bis auf die Hefe ausschlürfen, indem er nach ein paar Minuten, ohne auf den eigentlichen Punkt zu kommen, mit den Andern wieder in die Stube zurückging.

Immer schweigsamer und zaghafter wanderte der Schulmeister nach dem Keller, bis endlich Hansli der Marter ein Ende machte, ihm plötzlich auf einem dieser Schmerzensgänge folgte und ihm einen Taufzettel überreichte, welcher, nach dem Gewichte zu urtheilen, kein leeres Papier sein konnte. Der Kindbettimann meinte zwar lange, er solle sich nicht verköstigen, und schielte dabei seitwärts nach der Küche, wo die Eggbäuerin in ähnlicher Absicht mit seiner Frau beschäftigt war, steckte die Gabe dann endlich mit vielem, lautem Dank in den Sack, übersprang auf der Kellerstiege einen bis zwei

Tritte und kehrte mit der neugefüllten Maßflasche als ein ganz anderer Mensch in die Stube zurück. Draußen in der Küche sagte ihm jetzt ein eigenes Lächeln seiner Frau, daß auch Eggbäbi dem Beispiel des Krämers gefolgt. Bäbi hatte ja schon lange überlegt, ob es ausrücken solle. Hinter dem Götti wollte es doch nicht zurückbleiben, obschon es die Sache vor Peter so gut als möglich zu verheimlichen suchen mußte. Es drückte darum auch den blanken Neuthaler, dem es kein Mensch angesehen hätte, daß er vom Säugeld war, verstohlen in die Hand der Schulmeisterin und gab ihr den Taufzettel, darin schön gemalt war, wie Johannes den Heiland im Jordan taufte, absichtlich leer.

Der Waldeggpeter machte während dieser Zeit fürchterliche Augenblicke durch. Bauernstolz und Geiz kämpften bei ihm sichtbarlich mit einander. Beinahe ein Dutzend Male griff er in den Sack und zog die Hand wieder zurück, um bald von neuem so zu thun. Grabenniggi betrachtete dieses Manöver nicht ohne heimliches Lächeln und brachte durch eine kleine List den Bauer zu einem kühnen Entschluß. Als Schlottergötti war er nicht verpflichtet, irgend ein Geschenk zu geben. Aber er war noch eine von den besseren Naturen, ein kleiner Schalk, der, wenn es nicht in seinen Sack griff, andern Leuten gern ihre Sache gönnte und sich bisweilen zum Besten seiner Nächsten auch einen kleinen Spaß erlaubte. Er sah, wie der Eggbauer auf Kohlen stand und nicht wußte, was er thun sollte; darum nahm jetzt der Grabenniggi

seinen Geldsäckel hervor, klimperte mit einigen rothen Kreuzern, die darin waren und machte sich dann schnell zur Thüre hinaus. Er hatte sich nicht verrechnet; ihm wollte der reiche Peter doch nicht nachstehen, und wenn er auch Niggis Thorheit grollte, so mußte er jetzt gleichwohl dem Lehenmann den reichen Bauern zeigen. Er legte darum, als der Kindbettimann jetzt wieder eintrat, einen blanken Zwanziger auf den Tisch und sagte, er wäre längst ausgerückt, aber er halte auf solche Sachen eigentlich nicht viel, man könne einander sonst behülflich sein; hingegen beim Schulmeister sei es eine andere Sache, er habe das Geld nöthig, er solle es nur hinnehmen.

Der Schulmeister machte große Augen, fast als wollte er die Bäuerin fragen: „Darf ich?" Aber Bäbi, obgleich es innerlich voller Aerger war, durfte ja nicht verrathen, was schon hinter Peters Rücken vorgegangen war; es mußte dem Schulmeister heimlich noch zunicken, denn das hätte eine schöne Geschichte abgesetzt, wenn schließlich der Bauer noch hinter die Maulwurfsgänge seiner Frau gekommen wäre. Peter, den das auf dem Tische liegende Geld in den Augen brannte, mahnte noch einmal und sagte mit stolzem Selbstgefühl, er wolle dann noch etwas Obst geben, und wenn sie die Bänne nöthig hätten, sollten sie nur Bericht machen.

Bei diesen Worten und im Gefühle seiner edlen That trank er sein Glas aus und stellte es mit fester Hand auf den Tisch zurück, so daß der Kindbettimann wußte, was er zu thun habe.

Nach dieser Unterbrechung setzte man sich neuerdings zu Tische. Es wurde wieder handlich zugegriffen, und der Markgräfler des Rebstockwirths verfehlte seine Wirkung nicht. Der Krämer hatte ihm zwar das „Abchüstli“ abgelauscht, und Peter hätte wohl noch lieber ein Gläsli alten Erdäpfler getrunken. Dennoch glitt jetzt ein Glas um das andere hinab und bemerkte man während des Gesprächs nicht, daß Fritz und Bethli eine Weile lang gar nicht am Tische saßen. Der Krämer erzählte dem Waldeggbauern und seiner Frau von seinem guten Halblein, der so dick sei wie ein Brett; von seinem Reis, den er geradewegs von Basel beziehe; er sprach von den großen Handelshäusern in Burgdorf, Thun und Bern, mit denen er nicht gerne tauschen würde, und daß er mehr Umsatz habe, als alle andern Händler im Kanton. Peter rühmte dagegen seinen Schwarzscheck, berichtete von einem Stück Wald, wo noch ganz andere Tannen wüchsen, als da oben am Schulhaus, und erzählte mit etwas leiserer Stimme, so daß Hansli ziemlich den Kopf über den Tisch hinüber stützen mußte, um es zu verstehen, was er in den letzten sechs Jahren mit der Käserei für Geschäfte gemacht. Es war fast komisch anzusehen, wie diese beiden Geldmenschen sich verständnißvoll mit den Augen winkten, die Brauen emporzogen und wieder sinken ließen, mit den Mundwinkeln freudig oder höhnisch grinsten und die Worte nur gebrauchten, um ihre eigentlichen Gedanken damit zu verbergen!

Fritz und Bethli hatten unterdessen Wichtigeres zu

thun. Wie ist doch das Menschenherz so voll Glück und Sonnenschein, wenn die Liebe in dasselbe eingezogen ist! Und sie war ja bei ihnen mit der ganzen Gewalt einer unwiderstehlichen Naturkraft hervorgebrochen; über Nacht war es Frühling geworden in diesen zwei Seelen, und wunderbar keimte und sproßte es in ihrer heitern innern Welt! Ein langer, vielsagender, wie um ewige Treue werbender Blick, ein verstohlener, inniger Händedruck, ein süßes, alle Ungewißheit aus dem Gemüth hinwegschmelzendes Lächeln, brauchte es mehr, um sich ohne viele Worte, in der besten Art zu unterhalten? Daß die Extrapost des Krämers wenig verfangen, und daß er tief drinnen sitze im Herzen der Geliebten, das merkte Fritz am besten, da ihn Bethli immer leise am Rock zupfte, wenn er etwas aus seinem Seminarleben erzählen wollte. Es kannte des Vaters Art und wollte einen Zusammenstoß vermeiden. Dagegen flüsterte es selber, wo es konnte, Fritz etwas in's Ohr, und dieser mußte es geschehen lassen, als es ihm mit sanfter Gewalt das Nastuch entzog und dasselbe mit neckischem Uebermuth als ein erobertes Gut kurzweg in seinen eigenen Sack steckte.

Der Krämer hatte indessen gerade diese letzte Schäckerei bei einer schnellen Wendung des Kopfes bemerkt. Er war nicht der Dümmste, und wie ein Blitz ging es ihm plötzlich durch den Kopf, diese seltsamen Tändeleien könnten einen tiefern Grund haben. Hatte ihn der alte Schulmeister mit der Eggtochter nur listig gefoppt? Sollte der Junge des armen Schluckers, — nein, Hansli konnte

schlechterdings das nicht zusammenreimen. Er beobachtete jetzt schärfer; aber immer mehr ging es ihm auf: diese Leutchen mußten sich näher kennen! Die letzte Nacht schwebte vor seinen Augen; war es möglich, daß ihn dieser naseweise Bursche, dieses schlankaufgeschossene Schulmeisterlein ohne Amt und ohne Aussicht in die fatale Lage im Schafstall gebracht?

Wie von ähnlichen Vermuthungen geleitet, blickte jetzt auch die Eggbäuerin scharf auf Bethli hin. Aber dieses merkte im Vollgefühle seines Glückes nicht viel von den Vorwürfen, welche im Blicke der Mutter lagen. Wie konnte es sich einem Manne zuwenden, der als gewaltiger Knauser bekannt war, und dem erwiesenermaßen Halblein, Reis und Knochenmehl über Alles ging?

Bäbi bezwang seine innere Aufregung. Lachend wendete es sich gegen Fritz: es habe diesen Morgen aus einem wüsten Käfig nahe beim Egghof einen sonderbaren Vogel ausfliegen sehen; Fritz sei so geschickt, — ob er nicht etwa wisse, wer ihn eingefangen?

Fritz erwiderte lächelnd, er verstehe sich auf das Netzstellen nicht, hingegen könnte er vielleicht zuschnellen, wenn er's von ungefähr träfe.

Es war hinaus das beißende Wort, harmlos, wie es Fritz dünkte, denn wie konnte er wissen, daß Saul unter den Propheten sei? Hansli wurde zuerst feuerroth, dann leichenblaß. „Also doch", grollte er, und ein leises Zucken ging durch seinen gedrungenen, untersetzten Körper. Der arme Sohn des armen Schulmeisters hatte ihn einge-

schlossen und hatte dann bei Bethli gefenstert, — nein, das hätte er sich nie träumen lassen. Er saß eine Minute völlig sprachlos da.

Doch, eine Krämerseele weiß sich immer zu helfen, wenn es an den heiklen Punkt der Ehre geht. Plötzlich gewann er seine Fassung wieder und erzählte, als ob er von Allem nichts gehört hätte, er sei letzte Nacht so spät und todtmüde von Bern heimgekommen und habe eigentlich, er müsse sich fast schämen, es zu sagen, die Predigt verschlafen; er wolle darum heute früh zu Bett und möchte etwas pressiren. Wie ein Sternkundiger nach einem noch nicht in Sicht gekommenen Kometen forschte er nach dem Eindruck seiner Rede. Alles blieb still; er war also nicht entdeckt. Nur um den Mund des jungen Schulmeisters spielte ein spöttischer Zug. Dieser hatte den Wechsel der Farbe auf dem Gesichte des Krämerhansli besser verstanden, und es lächerte ihn inwendig bis zum Platzen.

Mit dem Aufbrechen hatte es noch gute Weile. Peter sagte, er habe jetzt nicht mehr viel zu versäumen; der Schlottergötti hatte nach und nach dem Rindfleisch, dem Braten, der Hamme und all seinen Lieblingssachen handlich Ehre erwiesen und wollte jetzt gerne den Küchlenen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wogegen auch seine Frau nichts einzuwenden hatte. Die Eggbäuerin wollte ebenfalls um diese Zeit ihr Kind nicht verlassen, sondern wenigstens bis gegen eilf Uhr warten; dunkel sei es jetzt eineweg, und der Mond gehe diese Nacht erst gegen

Morgen auf. Es wurde also noch eine Zeit lang jubilirt und haselirt, und „Prinz Eugenius, der edle Ritter“, „Dort hinten bei der himmlischen Thür“, „Der Jäger in dem grünen Wald“ und andere schöne Lieder klangen jetzt kräftig in die stille Nacht hinaus, daß der junge Sprößling in der Wiege billig ein Mozart hätte werden mögen, wenn es wahr wäre, daß der Gesang der Taufleute an der Kindbetti die musikalischen Talente wecke. Endlich, als bei diesem und jenem der Geladenen die Zunge lahm und die Augen schwer wurden, brachen sie auf und befreiten damit den Schulmeister von einer heillosen Angst. Denn schon bei der letzten Maß mußte er einen groben Bengel hinten unter das glucksende Fäßlein legen, und jetzt hätte dasselbe nothwendig vertropfen müssen, — ein Verbrechen gegen die Gevattersleute, wie die Welt seit Kainszeiten keines gesehen. Mit dem endlichen Abzug derselben fiel dem Gequälten der letzte Stein vom Herzen. —

Auf dem Heimwege nach der Waldegg, wo Hansli's Fuhrwerk seiner wartete, zog dieser über den jungen „Schminggel“ von Schulmeister los. Sein Hochmuth sei gerade so groß wie seine Haare; der halbleinene Student habe ihn den ganzen Tag nur geärgert. Es müsse ihm schwer werden, eine Anstellung zu finden; denn er, Hansli, wisse ganz gut, daß er einer der ungeschicktesten im Seminar gewesen, und wenig hätte gefehlt, so wäre er fortgeschickt worden, und jetzt thue er, als wäre er die Gelehrsamkeit selbst und nicht blos des Harz-

bodenpeters Bueb. Auch der Bauer und Bäbi wußten diesen bösen Reden nicht wenig beizufügen. Bethli ging stumm am Arme der Mutter dahin und weinte verborgene Thränen in die sternenhelle Nacht hinein.

Als sie in der Waldegg ankamen, stellte Bäbi noch ein ächtes Nidelkaffee auf, das der Krämer nicht genug rühmen konnte. Er betheuerte hoch, er habe heute nichts so Gutes gehabt; es habe ihn immer halb angeeckelt droben im Schulhaus, er könne nichts dafür. Mit weniger Lust trank Bethli. Die lieblosen Reden drückten es auf's Herz; jeder Bissen quoll ihm im Munde. „Es ist mir nicht wohl," sagte es endlich halblaut zur Mutter, daß es Alle verstehen konnten, wünschte gute Nacht und ging hinauf in sein Stübchen, wo es sich zur Ruhe legte und, bis der wohlthätige Schlaf seine Augen schloß, die Erlebnisse des Tages in bunter Reihe an sich vorüberziehen ließ.

Für Hansli war jetzt kein Bleiben mehr. Es war ihm klar, daß heute Nacht hier nichts auszurichten sei; er spannte darum an, und bald rasselte das Fuhrwerk dem seitwärts gelegenen Dorfe zu. Auf dem Wege wurde er nachdenkender; die Stille weit und breit, das Flimmern der Sterne führte auch ihm die Ereignisse der letzten Nacht und die Gespräche und Eindrücke des heutigen Tages in erneuter Lebendigkeit vor die Seele. Wie hatte er sich in seinen Plänen verrechnet! War Bethli wirklich unwohl, oder war sein Weggehen nur ein Vorwand zu Gunsten des schnausigen Sprützlings? Mehr und mehr

glaubte er das Letztere. Die Eifersucht ließ ihm keine Ruhe; was sollte er thun? Zurückgehen konnte er nicht, er hatte ja Roß und Wagen bei sich, und ohne Rache seinem Gegner zu weichen, das war für ihn eine zu harte Ueberwindung.

Während er so an dem „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" herumstudirte, kamen zwei kräftige Gestalten an ihm vorbei, welche die Arme vor das Gesicht hielten und dadurch zeigten, was sie im Schilde führten. Diese rief der Krämer an und gab Jedem einen Franken, wenn sie auf der Waldegg diese Nacht das Bethli hüten und allfällige Zuschleicher tüchtig durchwalken wollten.

Natürlich ließen sich die beiden Nachtschwärmer das nicht zwei Mal sagen; war es doch mehr Geld, das sie jetzt blank auf der Hand hatten, als sie bei ihrem Meister in einer halben Woche mit Dreschen verdienten. Voller Freude über seinen Einfall trabte Hansli von dannen. Er sah im Geiste schon, wie sie den jungen Schulmeister am Brunnentroge traktirten und ihn vielleicht, die Hände auf dem Rücken, an die Stallthüre banden, wo ihn der Waldeggbauer am Morgen gewiß nicht sanft erlösen würde.

Während er sich all dieses vormalte und sich seiner Rache freute, begegnete ihm der Knecht, dem er befohlen hatte, auf eine Strecke Wegs das Fuhrwerk abzuholen. Er stieg aus und gab das Leitseil in die Hand des Andern mit den kurzen Worten: „Fahr' voraus und schirre ab; ich komme zu Fuße langsam nach."

Jetzt war Hansli frei. Seine Neugierde über den Ausgang des Abenteuers war so groß, daß er sich nicht

mehr halten konnte, sondern nach der Egg zurückeilte, um die Sache wo möglich selbst mit anzusehen.

Alles war hier still, als er vorsichtig unter der Laube lauschte; nur droben bei seinem nächtigen Kerker hörte er ein eigenes Geräusch. Konnte es vielleicht dort losgegangen sein? Er eilte hin, hörte aber bald Nichts mehr und wollte nun durch den bekannten Schopf auf die andere Seite hinüber. Aber in der Mitte desselben ertönte jetzt dicht neben ihm eine gedämpfte Stimme: „Er ist da, Sepp, er ist da!“ und gleichzeitig wurde der Krämerhansli von vier kräftigen Armen gepackt, zu Boden geworfen, an den nahe liegenden Hanfweiher geschleppt, in dessen Lache ein paar Mal untergetaucht und dann am Rande desselben liegen gelassen. Es hatte nichts geholfen, wie sehr der Krämer sich gewehrt und verflucht, er sei nicht der Rechte; die beiden Gedungenen begriffen die Sache nicht, waren sie doch nicht für rechtliche, sondern für faustrechtliche Erörterungen bezahlt. Als wahre Muster der Pflichttreue hatten sie ihre Franken nicht unverdient eingesteckt, denn Krämerhansli glich jetzt mehr einem zerzausten Hottentotten, als einem aufgestrübelten Götti. Als er sich endlich taumelnd erhoben und die beiden Vollstrecker seiner Rache zur Hölle gewünscht hatte, wankte er langsam nach Hause und stellte höchst wehmüthige Betrachtungen an über das Sprichwort: „Wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Das war das Ende des Kindtaufschmauses beim alten Schulmeister des Bergdorfes Trübbach.

Fünftes Kapitel.

Der Wolkenbruch.

Die Geschichte unserer beiden Liebenden ist in ihrem weitern Verlaufe von großer Einfachheit. Wo zwei Herzen sich gefunden und treu und ehrlich aneinander hangen, da überwinden sie nach und nach, besonders in der gesunden Luft des Landlebens, alle ihnen entgegenstehenden Hindernisse durch die Stetigkeit ihres kräftigen Denkens und Fühlens.

Fritz war bald nach der Kindtaufe im Vaterhause nach Freudenau, einem mehrere Stunden weit entfernten großen Dorfe unten im Thal, als Lehrer gewählt worden. Er füllte sie meisterlich aus seine neue Stellung, und zeigte, daß er im Seminar etwas Tüchtiges gelernt und daß er nicht der Letzte gewesen, wie der Krämerhansli aus purer Eifersucht ins Blaue hinein gelogen. In seinem schweren Beruf lernte er bald alle Freuden, aber freilich auch alle Leiden eines Schulmeisters kennen. Die Feierabendstunde war ihm manchmal so willkommen wie dem geringsten Knecht. Dann vertiefte er sich in allerlei trübe Vorstellungen. Aber der Gedanke an das

liebe Bethli droben gab ihm Muth und Schaffensfreude zurück, und dann war er ja einer der Glücklichen, welche die Weihe zum Berufe der Jugendbildung aus den Händen der Natur empfangen haben und diesen, auch dem Undank und der Verachtung gegenüber, mit Selbstaufopferung festhalten, so daß ihnen der Schulstaub in gewissem Sinne zum Heiligenschimmer wird! Freilich meinte auch er in bösen Stunden oft, er möchte lieber Sauhirt sein, als Kinderhirt in der Schulstube, denn der Lehrer sei halt doch nichts als der Schuhwisch gewisser Leute. Aber bald war ihm die Pflicht, Kinder zu unterrichten und zu erziehen, wieder eitel Lust und Freude, und sie machte wieder sein halbes Lebensglück aus. Er wußte auch von allen Lehrern der großen Gemeinde am lieblichsten mit den Kindern umzugehen; das Bethli hatte es ihm ja eingeschärft, mit ihnen doch so gut zu sein, wie der alte Schulmeister mit ihm gewesen. So schlugen die Herzen der Jugend ihm freudig entgegen, und die unschuldigen Kindlein waren die Brücke, über die er nach und nach das Zutrauen der Eltern eroberte.

Fritz betrachtete den Unterricht nur als ein Mittel zur Erziehung. „Der Zimmermann", sagte er oft zu sich selber, „behaut den groben Balken für Haus und Hof; der Steinmetz meißelt seine Quaderstücke zum Aufbau der Paläste; der Bergmann holt den Erzklumpen aus dem unterirdischen Schacht herauf und macht dadurch den Ackerbau und Handel und Verkehr möglich; der Töpfer bereitet aus einem Stück Thon die köstliche Vase, — ich

arbeite an einem edlern Kleinod, an dem zum Glück und zur Freiheit erschaffenen Geiste, an dem Ebenbild Gottes! Sag' an, wo ist ein herrlicherer Beruf als der des Jugendbildners? Neïn, nie will ich die Hand vom Pfluge zurückziehen, nie muthlos diesen Vorzug aufgeben!"

Dabei machte ihm die Liebe zu Bethli die Hütte zum Palast, das dunstige Schulzimmer zum erhabenen Gottestempel. Er fühlte es, der Lehrer brauche eine Gefährtin, um in den Zeiten der Muthlosigkeit sein Herz in den Busen eines guten Weibes ausschütten zu können. Sollte er, der arme Schulmeister von Freudenau die liebliche Waldeggtochter, den Stern aller seiner Hoffnungen, dereinst, trotz dem Widerstreben der Eltern, noch heimführen? —

Die Leute in Freudenau kannten das Ziel seiner Wünsche. Da machte denn wohl bisweilen einer der vernünftigeren Dorfältesten, dem das Wesen und Treiben des jungen Schulmeisters und sein freundliches Gebahren mit der Jugend b'sunderbar gefiel, einen Weg nach der Höhe, traf unvermuthet und wie von ungefähr auf der Waldegg ein, um die alten Bekannten zu grüßen, oder irgend einem Handel nachzufragen, brachte, gefragt oder ungefragt, unvermerkt die Rede auf den jungen Lehrer vom Berg und wollte demselben in jeder möglichen Art einen Stein in's Brett legen. Aber der Waldeggbauer roch den Braten stets von Weitem und wich so viel als möglich aus, zuckte die Achseln oder meinte zwischenhinein, alle neuen Besen wischen gut. Später, wenn er wieder

Einen von Freudenau heraufkommen sah, machte er sich im Stall zu thun, oder ließ ihm durch den Knecht berichten, er sei auf den Langnauermärit gegangen, oder sagte ihm gerade rund in's Gesicht, er merke schon, warum sie immer um seinen Hof herumschlichen; aber sie sollten sich keine Mühe geben, da werde kein Heu dürr.

Nur die alte Großmutter, die in ihrem vorgerückten Alter und ihren ehrwürdigen grauen Haaren das Leben mit andern Augen betrachtete, als die g'hebigen Jungen, fing an, der Sache ernsthafter nachzudenken und redete hie und da ein kurz abgebrochenes aber darum nicht minder ernstes Wort darüber zu Bäbi. Dieses schwieg bedeutungsvoll. Die Hoffnung auf den Krämerhansli war ihm zu Wasser geworden, denn er hatte sich, als seine doppelte Schmach durch den Fuchshaarigen und wohl auch durch die beiden gedungenen Drescher in der Gegend ruchbar geworden, in einem ganz entfernten Landestheile angesiedelt, um den ewigen Neckereien und Spöttereien der Bergler und besonders des Rechtsagenten, der sich selbst nicht achtete und nicht schonte, zu entgehen.

Das Bethli blieb sich äußerlich ziemlich gleich. Niemand hätte den Kummer entdeckt, der bisweilen in seinem Innern um den entfernten Geliebten wohnte, den es Monate lang nicht und auch dann immer nur auf kurze Zeit sehen durfte. Es hatte ihn fest in sein Herz geschlossen, und keine Macht konnte ihm dieses Kleinod rauben. Wie glücklich war es, wenn es jetzt

vernahm, wie alle Leute den Fritz rühmten. Er sei haushälterisch und sparsam, hieß es; er sei traurig mit den Trauernden und fröhlich mit den Fröhlichen, aber nie spiele er den Hanswurst und den Possenreißer, wie es manchmal vorkomme, daß etwa Einer sage: „Ich habe heute den Schulmeister zu Hause gelassen; es ist mir auch etwas erlaubt, man kann nicht immer im gleichen Bockshorn sein" u. dgl. Er sei ein Muster der Mäßigkeit; er übertrinke sich nicht, daß die Leute sich über ihn lustig machen könnten. Er sei immer einer der ersten, der nach Hause gehe und der nicht warte, bis die Kuh einen Batzen gelte. Und einen solchen Schulmeister, der zudem noch so jung sei, müssen Alte und Junge achten und ehren.

Diese und ähnliche Worte waren Balsam auf das liebende Herz der Waldeggtochter. „Ewig mein, ewig dein" klang es durch ihre Seele, — und die Tage kamen und die Monate gingen in ihrem alten Geleise langsam und bei voller Arbeit dahin.

Zwei Jahre waren verflossen, da erhielt der junge Schulmeister zu Freudenau einen Bundesgenossen für seine Bewerbung, der weit stürmischer zu Werke ging als er selber. Es war ein rauher und wilder Geselle, der Trübbach, der weit ob Fritzens Heimat gleichen Namens entsprang, ein guter Freund seiner Jugendjahre, in dessen grünen Fluthen er als Bube oft gefischt und gebadet. Dieser trieb zu Zeiten ein ungeschlachtes Wesen da oben; er war einer der gefürchtetsten Zuflüsse

der Emme und konnte bei heftigen Gewittern für die Berg- und Thalbewohner geradezu verderblich werden.

Es war im Hochsommer, als eines Nachmittags sich im Westen eine kleine, schnell aufsteigende Wolke bildete. Heiß brannte die Sonne durch die dunstgeschwängerte Atmosphäre. Die kleine Wolke schien plötzlich neue, noch kleinere zu gebären, die aber ebenso rasch emporstiegen, sich im Fluge mächtig aufblähten und bald den ganzen Horizont verdüsterten. Ein leiser Luftzug fing an, durch die Buchenwälder zu flüstern. Jetzt war die Wolke zum Koloß geworden; majestätisch, nachtschwarz schwebte sie daher. Auch das übrige, zuerst nur flockenähnliche Gewölke wuchs schnell zu riesigen Massen heran. Zu furchtbaren Knäueln geballt lagerten sie sich, schwarzen Pulverthürmen gleich, in der Höhe einander gegenüber. Es wurde finster; ängstlich stoben die Vögel umher und suchten im sichern Versteck ihre Nester. Die am Garbenwagen des Waldeggbauers auf dessen großem Acker angespannten Rosse ringelten die Schwänze und sträubten die Ohren. Pfeilschnell ging es jetzt mit dem aufgeladenen Segen der Waldegg zu. Noch ehe ein Tropfen fiel, stund der Wagen in der Scheune, die Schnitter aber schauten unter dem weit vorspringenden Schirmdach mit Bangen den immer schwärzer werdenden Himmel an. Bäbi und Bethli waren droben bei der kranken Großmutter und schlossen die Läden und Fenster zu.

Jetzt zuckt auf einmal ein blendend weißer Blitz durch das nachtschwarze Wolkengebirge, und unmittelbar darauf

rollt der Donner, als müsse das Himmelsgewölbe aus seinen ewigen Fugen springen. Der Sturm bricht los; Sand, Staub und Blätter wirbeln empor; die Krähen, die ob den auf- und niederwogenden Tannenwipfeln der Gefahr getrotzt, werden wie Federbälle in der Luft herumgeworfen. Jetzt öffnen sich die Schleußen des Himmels; Blitz folgt auf Blitz, Schlag auf Schlag. Näher und näher zieht sich das furchtbare Gewitter von der Mitte des Himmels gegen die Berge. Jetzt platzen die entfesselten Naturkräfte verderbenspeiend auf einander; Tannen werden entwurzelt, Eichen geknickt. In grausigem Tumulte jagt die Windsbraut stets neue Wolkenheere an das Gebirg herüber. Unaufhörlich zucken fahle Blitze aus den schwarzen Wänden. Und jetzt stürzt prasselnd der Regen herab; stromweise platzt er hernieder, als wollte er die Erde in einer neuen Fluth ersäufen.

„Das ist kein gewöhnlicher Regen, das ist ein Wolkenbruch“, rief plötzlich ein alter Schnitter unter dem Schirmdach, und „Herr Gott im Himmel!“ schrie er weitausschauend auf, „der Bach ist ausgetreten; seht, wie er dort weißgelb den Hohlweg herunterkommt, gerade auf den Stall zu!“

In diesem Augenblicke kam der Waldeggbauer aus dem Hause. „Helft, helft, rettet!“ rief er todtbleich, „es gibt eine Ueberschwemmung. Laßt das Vieh aus dem Stall; schaufelt einen Graben, um das Wasser so gut als möglich abzulenken; stützt den Stall auf der hintern Seite mit den langen Balken, die da um's Haus liegen!“

Aber das war eitel vergebene Mühe und in den Wind gesprochen. In weniger als einer Minute war das Wasser da und schon beim ersten Anprall krachte der Stall in allen Fugen. Die trüben Wogen wurden von Sekunde zu Sekunde größer; endlich brachten sie Holzblöcke und Steine her, die mit fürchterlicher Gewalt gegen die alten, schlecht unterhaltenen Mauerwände geschleudert wurden. Das Vieh war herausgelassen und stürmte mit emporgeworfenem Kopf und langgestreckten Schwänzen brüllend die Anhöhe hinauf. Eine schwere trächtige Kuh fehlte noch, die schönste, die der Eggbauer zur Weide führte. Als Peter es gewahr wurde, sprang er selber, obschon ihm das Wasser bis an die Kniee ging und in seinem heftigen Ansturz ihn jeden Augenblick umzureißen drohte, fluchend und wetternd gegen die Stallthüre zu, um den „Scheck", sein Lieblingsthier, zu retten. Höher und höher stieg das Wasser und quoll mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Stallthüre hinein. In dem Augenblicke, als der Knecht mit ein paar der beherztern Burschen dem Meister zu Hülfe kommen wollte, hörte man einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus dem Stalle. Peter war ausgeglitscht, lag im Wasser und konnte sich nicht aufrichten; die Kuh war nicht ganz vom Barren losgebunden, wüthete schrecklich und stampfte mit den Füßen ihren unglücklichen Meister jedesmal wieder hinunter, wenn er im Begriffe war, sich zu erheben. Eine Zeit lang kämpfte Peter so mit dem Wasser und dem geängstigten Thier, das sich endlich losmachte und über

seinen Körper hinweg durch die offene Stallthüre mühsam in den Graus der Verwüstung hinausraste.

Durch den hinausdringenden „Scheck" gehindert und verscheucht, konnte der Knecht mit den Burschen erst nach einiger Zeit in den Stall gelangen. Peter lag besinnungslos in dem um ihn quirlenden und wogenden Wasser, das sich mehr und mehr mit Blut röthete. Die Kuh hatte ihn bei ihrem Ausreißen mit den Hörnern verwundet; eine tiefe Wunde klaffte an der linken Seite des Halses, an der der Waldeggbauer sich schnell verblutete. Mit Lebensgefahr brachten die Männer den Unglücklichen heraus. Händeringend und mit einem Aufschrei des Entsetzens standen Mutter und Tochter bei dem Entseelten und suchten ihn vergeblich in's Leben zurückzubringen. Es war ein herzzerreißender Anblick!

In ihren Jammer mischten sich die Schauertöne der jetzt zu Berg und Thal ertönenden Sturmglocken. Stundenlang noch wüthete das entfesselte Element, nachdem das Gewitter längst nachgelassen; dann verlief sich das Wasser allmälig und ließ erst, als es ganz in das alte Bett zurückgetreten war, die Verwüstung erkennen, die es in seiner blinden Wuth angerichtet. —

Als Fritz nach einigen Tagen auf den Berg kam, um zu sehen, was aus seinen Eltern und Geschwistern geworden, wußte er auch aus dem Thale nur Entsetzliches zu berichten. Die Emme hatte fürchterlich gehaust. Das ganze Thalgelände, erzählte er, war, so weit das Auge blickte, ein wogender See, aus welchem die zerstreut

liegenden Häuser wie kleine Inseln herausragten. Flöße, Langhölzer, Spälten, Schwellentrümmer, Stege, Brückentheile, entwurzelte Tannen, Buchen und Erlen schwammen über den Fluren dahin, welche fußhoch von den Schlammfluthen des Bergstromes bedeckt waren. Hier erblickte man die ganze Seite eines Daches, dem sich auf der andern ein Baum entgegenstemmte, während die Trümmer des Gebäudes selbst im Wasser trieben. Dort stand eine Scheune, mit ihrem ganzen Inhalt, fast eine Viertelstunde weit von ihrem ursprünglichen Standort weg entfernt. Todte und ertrinkende Thiere schwammen vorüber, — ein trauriger Anblick für die Menschen, welche sich, von dem Anschuß der Fluthen überrascht, auf die Bäume geflüchtet und dort mit Bangigkeit den Abfluß der Gewässer erwarteten. So erzählte Fritz, und die verschont gebliebenen Seinen, wie auch das Bethli und Bäbi und die Großmutter, die er bei der Bestattung des Waldeggbauers zuerst wiedersah, fühlten sich durch das allseitige fremde Mißgeschick in ihrem eigenen Unglück einigermaßen erleichtert, obschon sie sich über den schnellen Verlust des Vaters fast nicht trösten konnten.

Die Waldegg war seit Peters Ableben verwaist. Die Lücke, die der Tod selbst eines harten und wunderlichen Menschen in den Kreis einer Familie und ihre Gewohnheiten reißt, wird erst dann recht empfunden, wenn es sich in Allem fühlbar macht, daß dieser Mensch wirklich nicht mehr da ist. Am schwersten litt Bäbi, die Eggbäuerin. Es mochte sie nicht mehr schauen, die

Unglücksstätte, wo Peter so schrecklich geendet; die Welt war ihm Tage lang wie mit einem Leichenflor umhangen, und nur die stillen und milden Worte der Großmutter gossen auf kurze Zeit Trost in sein umnachtetes Gemüth. Diese kranke, alte Frau, deren Gesundheit durch die Schrecken der Ueberschwemmung und durch Peters gräßlichen Hingang einen doppelten Stoß erlitten hatte, streute jetzt goldenen Samen aus in das vom Schmerz zerrissene Gemüth der Eggbäuerin und in die weiche, tiefgründige Seele der Enkelin. Wo uns die Weisheit der Stolzen und die Klugheit der Hochmüthigen verläßt, da quillt oft wundersamer Trost von den Lippen eines am Eingang des Grabes stehenden schwachen, geliebten Weibes!

Und sie redete nicht vergeblich, die gute, alte Mutter mit ihrer zitternden Stimme, mit ihren freundlichen Zügen und ihren oft wie von himmlischem Glanz verklärten Augen. Ein Jahr nach Peters Tode war der große Waldegghof sammt Schiff und Geschirr, mit allen seinen weiten Geländen verkauft, und seine Insassen waren hinuntergezogen in das neue Schulhaus zu Freudenau. Denn Bethli war ja mit Einwilligung der Mutter schon vor Monaten Fritzens glückliche Braut und jetzt vor Gott und der Welt sein liebes Weib geworden, der Leitstern seiner Zukunft! Es hatte darüber viel Gerede gegeben; aber mit der Heirat waren bald auch die eifersüchtigen Schwätzereien und die kurzsichtigen Vermuthungen, welche fast naturgemäß bei gemeinen

Seelen und selbstsüchtigen Kreaturen auftreten, verschwunden.

Die Großmutter theilte noch einige Monate das Glück der Neuvermählten, und die Zeit heilte nach und nach Bäbi's Schmerz. Fritz hatte jetzt die Mittel gewonnen, um seinem alternden Vater kräftig unter die Arme zu greifen, und er that es als guter Sohn nach besten Kräften. Er war ein ächter Lehrer gesunder Lebensweisheit, ein wirklicher Freund des Volkes und ein liebevoller Erzieher der Jugend. Sein jüngster Bruder aber ist richtig ein Pfarrer geworden und macht die Freude und den Stolz der ganzen Familie aus. Er lebt heute noch und predigt das Evangelium Jesu in einer großen Stadt, nicht wie es durch Menschensatzungen verfälscht und verunstaltet worden ist, sondern wie Christus selbst es den Leidenden und den Armen gepredigt! Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, der sich um das Elend seiner Mitmenschen bekümmert, mit ihnen leidet, wenn sie traurig sind, und sich mit ihnen freut, wenn sie zufrieden sind und es ihnen wohl ergeht!

Die Villa des ersten Konsuls.

Historisch-novellistische Skizze.

Nach französischen Quellen bearbeitet.

Das Lustschloß Malmaison liegt an der Straße von Paris nach St. Germaine en Laye, über das Dorf Rueil hinaus, und war unter allen Aufenthaltsorten Napoleon's I. vielleicht der, den er am meisten liebte.

Der Ursprung dieses Schlosses ist sehr alt, wenn man den französischen Alterthumsforschern Glauben schenken darf. Seit dem Einfalle der Normannen im elften Jahrhundert ließ sich einer der Häuptlinge dieser Eroberer, Namens Odo, mit einigen seiner Krieger auf dem Grate eines der Hügel nieder, welche die Seine beherrschen und sich gegen Nanterre hin erstrecken. Hier horstete der kühne Räuber wie der Adler in unnahbarem Felsenneste und stürzte sich auf die Reisenden oder Kaufleute herab, die des Weges zogen, forderte von ihnen ein Lösegeld und führte sie oft gefangen mit fort nach seiner Höhle, wo er sie erbarmungslos erdrosselte, wenn seine Raubsucht nicht zufriedengestellt wurde. Seine mannigfachen Verbrechen erfüllten die Bewohner jener Gegend mit solchen Schrecken, daß man sein Kastell, eine Art befestigte Scheune, die er droben erbauen ließ, mala domus, d. h. la mauvaise maison oder schlechtweg Malmaison nannte.

Der Aberglaube vermehrte noch den bösen Ruf des Ortes; lange Zeit nach Odo's Tode näherten sich die umwohnenden Landleute nur mit Zittern den Ruinen der verödeten Behausung. Man erzählte tausend schreckliche Geschichten, die auf diesem fluchbeladenen Boden sich ereignet; nächtliche Gespenstererscheinungen erweckten den Glauben, der Teufel habe hier in höchsteigener Person seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wehe dem Wanderer, der aus Tollkühnheit oder aus Unwissenheit den Schlingen trotzte, die Satan rings um dieses Besitzthum der Hölle herum gelegt hatte; er bezahlte theuer das schützende Obdach, das er hier zu finden gehofft! Das alte Gebäude von Malmaison, auf dem nach dem Volksglauben solcher Fluch ruhte, war nicht viel mehr als ein Trümmerhaufe; der Boden lag brach, Pfützen und Sümpfe vergifteten die Luft weit umher. Endlich brachten die Mönche von St. Denis, die keine Furcht vor dem Teufel hatten, das verödete Land in ihren Besitz, bauten es an und verschönerten es, ohne daß ihnen je einfiel, den Bösen mit geistlichen Beschwörungen daraus zu verbannen. So wurden nach und nach diese Orte, die ehemals der Schreck der nachbarlichen Bewohner gewesen, ein Muster der Kultur und des agrikolen Luxus.

Indessen waren die Umgebungen von Malmaison noch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts übel berüchtigt; denn wir lesen in der Chronik von St. Denis, daß daselbst im Jahre 1369 das Gepäck des Connetable du Guesclin geraubt wurde. Der tapfere Feldherr sagte bei

dieser Gelegenheit zu Karl V: „Es ist ein rechtes Elend, Sire, daß man kaum drei Meilen von Eurer Hauptstadt nicht sicher reisen kann und den Angriffen der Diebe ausgesetzt ist. Wenn der Friede geschlossen ist, werde ich mit Eurer Majestät Erlaubniß einen Ritt auf's Land machen und die Gegend von diesem Gewürme säubern.“

„Mein lieber Connetable“, erwiderte der König, „Du thust gut daran, und ich gebe Dir von heute an das Recht, diese verwegenen Schelme niederzuhalten, die selbst den Koffer meiner Offiziere nicht verschonen; aber Bertrand,“ fügte der Monarch mit boshaftem Lächeln hinzu, „da Du die großen Compagnien mit Dir wegführst, so denke ich, daß nach Deiner Rückkehr diese Sorge überflüssig sein wird.“ Die sogenannten „großen Compagnien“, die von du Guesclin nach Spanien geführt und für verschiedene Expeditionen verwendet wurden, waren eine wahre Geißel für Frankreich, denn sie raubten Alles aus, was ihnen in den Weg kam.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde Malmaison von den Mönchen von St. Denis an Herrn Perrot, Mitglied des Parlaments von Paris, abgetreten; später kam es an Guiton von Forlagues, Hauptmann der Leibwache des Kardinals Richelieu. Im Jahre 1792 wurde es als Nationaleigenthum verkauft und gelangte in den Besitz eines Armeelieferanten der Republik. —

Ehe Bonaparte nach Aegypten ging, hatte er gegen seine Gemahlin den Wunsch geäußert, bei seiner Rückkehr nach Frankreich ein möblirtes, mit Gärten und Neben-

gebäuden versehenes Landhaus zu bewohnen. Er hatte Auftrag zum Ankaufe eines solchen seinem Bruder Joseph gegeben; aber dieser that nichts in der Sache. In den Briefen, welche der General der Ostarmee an seine Gattin schrieb, empfahl er ihr unaufhörlich, ihn bei seiner Rückkehr mit einem Landhause zu überraschen.

„Ich will keinen Palast," trug er ihr in einem dieser Briefe auf, „sondern eine jener reizenden Villen, wie Du sie oft in Italien gesehen hast. Die Wohnung darf ein wenig größer sein als das Haus des Sokrates, aber ja nicht so glänzend wie dasjenige Scipio's; denn ich werde keine dreihundert Sklaven aus Aegypten mitbringen, wie Scipio sie aus Karthago brachte."

Josephine, die stets auf das bedacht war, was ihrem Manne gefallen konnte, beauftragte mehrere Personen, in die Umgebung von Paris Ausflüge zu machen, um daselbst die so sehr gewünschte Wohnung zu entdecken. Nachdem sie lange Zeit zwischen Ris und Malmaison geschwankt, entschied sie sich endlich für das letztere und erwarb es um 200,000 Fr., von welcher Kaufsumme nur 40,000 Fr. auf Rechnung bezahlt wurden.

Dieser Wohnsitz glich nicht von ferne dem, was er später geworden ist. Er bestand aus dem Schlosse, das Napoleon nach seiner Rückkehr aus Aegypten noch nicht im besten Zustande antraf, ferner aus einem allerdings ziemlich ausgedehnten Park und aus einem Pachtgute, das jährlich nicht über 12,000 Fr. abwarf. Josephine leitete selbst alle Verschönerungs- und Vergrößerungs-

arbeiten, die in der Folge ausgeführt wurden, um jenen idyllischen Aufenthaltsort zu schaffen, welchen Delisle später in seinem Gedichte «Les jardins» verherrlichte.

Malmaison, bisher im Besitze einer reichen Familie, die einen gewissen Stolz darein setzte, den Comfort der englischen Schlösser nachzuahmen, war schon zur Zeit, da Josephine es erwarb, eine sehr hübsche Besitzung. Das Schloß war nicht so groß wie die Schlösser von Mèreville oder von Marfontaine; aber dafür war der Park weit besser eingetheilt, ungeachtet zu seiner Linken ein ziemlich rauher Berg nahe sich hinstreckte; die Alleen, welche die große Straße besäumten, die nach St. Germain en Laye führt, zeigten ein herrliches Grün und gewährten einen erquickenden Schatten; die nahe Seine verlieh überdies dem Buschwerk eine gesunde Frische.

Was die Gemächer des Schlosses betrifft, so hatte ein jedes ein ziemlich schönes Schlafzimmer mit Toilettenkabinet und einem kleinen Zimmer für Dienstboten. Das Ameublement war noch einfacher; die Zimmer hatten nicht einmal Parquetböden und gingen alle auf einen langen Korridor, zu welchem man über einige Stufen hinaufging, von denen rechts die Wohnräume Josephinens sich befanden, während links der Empfangssaal lag.

Josephine feierte ihre Uebersiedelung nach Malmaison durch ein reizendes Fest. Am Tage der Einweihung der hübschen Villa erhielt man aus Paris die Nachricht, General Bonaparte sei von seiner syrischen Expedition nach Kairo zurückgekehrt. Da über die Belagerung von

St. Jean d'Acre die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf gewesen waren, so wurde die Rückkehr des Obergenerals nach der Hauptstadt Aegyptens von der Nation als eine Art Sieg betrachtet. Das Fest gewann durch dieses glückliche Ereigniß an Bedeutung; die Freude war allgemein. Damals war Josephine noch glücklich; ihr Glück war ja dasjenige von ganz Frankreich.

Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Orient machte Bonaparte seiner neuen Wohnung einen Besuch. Die Gärten waren zum Entzücken schön; exotische Blumen und Pflanzen sah man in Menge; tausend seltene Gesträuche schmückten in phantasievoller Zeichnung die Alleen des Parkes, welche beinahe alle von hundertjährigen Bäumen überschattet waren. Das Ameublement der Wohnung war vollständig erneuert. Die neue Dekoration, eine Arbeit von vollendeter Eleganz, verlieh den modernen Malereien der Plafonds, den Holzschnitzwerken, dem Zauberglanze der mit Verschwendung angebrachten Spiegel einen neuen Reiz. Der glückliche Besitzer dieses Landhauses durcheilte mit der Freude eines Schülers die Gärten und Gemächer und fand überall etwas zu loben. Josephine selbst lächelte zu dem Entzücken ihres Gatten; in einem fast tragischen Tone sagte sie zu ihm: „Nun, Bürger General, Du bist doch jetzt recht zufrieden mit Deinem neuen Landhause?“

„Bürgerin“, antwortete Napoleon im nämlichen Tone, „Du bist eine Armida und beschämst einen Renaud“.

Nach den Ereignissen des 18. Brumaire wohnte

Napoleon, der seine Pläne hatte und weiter nicht im Palais Luxemburg sich aufhalten wollte, da demselben wegen des Direktoriums fast etwas Lächerliches anhaftete, fast beständig in Malmaison. In der schönen Jahreszeit sah man ihn fast jeden Abend, wenn die Regierungsgeschäfte ihn nicht mehr im Palaste zurückhielten, zu Wagen oder zu Pferde, blos von einem Aide de Camp begleitet, den Weg nach dem reizenden Landsitz einschlagen, den er, wie er scherzend sagte, seinem „goldenen Käfig" in den Tuilerien vorzog.

Indessen war dieser Weg für ihn nicht ohne Gefahr. Mehr als einmal wurde Bonaparte benachrichtigt, daß Männer, die in den Straßen von Nanterre aufgestellt wären, ihn wegfangen und selbst sein Leben antasten sollten. Trotzdem war Malmaison für ihn der liebste Aufenthalt geworden; hier war ja, um mit Chénier zu reden, der Salon der Aspasia unter dem Zelte des Perikles. Hier war Bonaparte weder Feldherr noch Staatsmann mehr; er ließ seinen Ruhm sozusagen vor der Thür und nahm nur seine liebenswürdigen Eigenschaften mit hinein. Der Eroberer Italiens und Aegyptens, der Mann, der zu Mailand und in Kairo Gesetze diktirt hatte, war in Malmaison nur ein guter Bürger, einzig der Zärtlichkeit gegen seine Familie hingegeben.

Jedermann wurde in Malmaison mit der nämlichen Freundlichkeit aufgenommen; indessen umfaßte die engere Gesellschaft des Konsuls nur einen kleinen Kreis von Personen. Von Militairs bemerkte man: Bernouville,

Lannes, Kellermann, Duroc, Berthier, Murat, Junot; von Gelehrten, Diplomaten, Schriftstellern und Künstlern: Talleyrand, Volney, Cabanis, Larrey, Desgenettes, Denon, Chénier, Ducis, Lemercier, David, Isabey, Méhul, Chaudet und Talma. Zu dieser Elite liebenswürdiger und geistvoller Männer gesellte sich natürlich die Familie Bonaparte, in der es, wie man weiß, mehrere reizende Frauen gab. Unter den frischen Schattengebüschen von Malmaison träumten die Brüder des Helden, die später die Kronen von Neapel, Spanien, Holland und Westphalen trugen, die goldenen Träume ihrer Zukunft und sahen aus den konsularischen Fasces langsam ihre Szepter herauswachsen.

In diesen Unterhaltungen, die gleich weit entfernt waren von republikanischer Ungenirtheit, wie von dem schlechten Tone des Direktoriums und der schroffen und kalten Etiquette des alten Hofes, herrschte ein anmuthiges Sichgehenlassen. Ein Jeder sprach hier frei; der Gelehrte hielt seine Systeme aufrecht, der Staatsmann seine Utopien, die Künstler und die Poeten ihre Träume und Ideale, und das Alles mit derselben Unabhängigkeit, als ob es auf ihrem eigenen Zimmer gewesen wäre. Der Konsul mischte sich in ihre Unterhaltungen, brach mit Jedem eine Lanze und blieb keinem wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen oder politischen Streite fremd. So hielt er mit Lemercier und Talma die hervorragende Bedeutung von Corneille und Racine fest; so opferte er mit Desgenettes und Cabanis die Medizin der Chirurgie,

und setzte endlich mit Talleyrand und Volney Montesquieu weit über Pufendorf.

Die Abende brachte man in Malmaison bisweilen mit Lektüre zu. Der bürgerliche Speisesaal wurde dann zum Areopag umgewandelt, und man wog das Verdienst der neuen Werke ab, welche zur Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen. Napoleon ließ sich in Malmaison den „Geist des Christenthums“ vorlesen und resumirte die Meinungen aller Zuhörer folgendermaßen: „Meine Herren, das Buch des Herrn v. Chateaubriand ist ein Werk aus Blei und Gold; aber das Gold herrscht darin vor.“ Bisweilen auch an lauen Sommerabenden schlug der Konsul, wenn er von seinen gewöhnlichen Tischgenossen, von Hortense und Eugen Beauharnais, seinen Stiefkindern, umgeben war, ein Fangspiel auf dem schönen Schloßrasen vor. Das gab dann eine heitere, kindliche Freude! Die beiden Lager formirten sich, der Lauf begann, und Napoleon, der immer auf sein Glück vertraute, gab sich der Verfolgung der Kinder mit solchem Ungestüm hin, daß er beinahe immer schon am Anfange der Partie zum Gefangenen gemacht wurde. Der Austausch der Gefangenen und die Vorwürfe, welche die Besiegten sich untereinander machten, bildeten ebensoviele heitere Episoden.

Bonaparte hatte eine kleine Bühne erbauen lassen, auf der man alle Monate wenigstens einmal Komödie spielte. Michot, Mitglied des Theaters der Republik (la Comédie Française), war mit der Inszenirung, den

Repetitionen und der Direktion über die Acteurs beauftragt, die sämmtlich sehr undisziplinirt waren, wie dies bei allen Liebhabertheatern der Fall ist. Man bemerkte unter der glänzenden Gesellschaft Mademoiselle de Beauharnais, Mademoiselle Augnié (die spätere Gemahlin des Marschalls Ney), Madame Junat (die spätere Herzogin d'Abrantès), Murat, der eben Karoline Bonaparte, die Schwester des Konsuls, geheirathet, Pauline Bonaparte, jene andere Schwester Napoleon's, die später unter dem Namen Prinzessin Borghese bekannt wurde; sodann Eugen Beauharnais, Bourrienne, Lucian Bonaparte u. s. w. Der Konsul spielte nicht; er bildete mit Josephine, mit seinen Brüdern Joseph und Louis und mit den Personen, welche an jenem Abende in Malmaison dinirt hatten, das Centrum des Parterres, — eines strengen Parterres, dessen pikante, oft mit lauter Stimme gemachte Anmerkungen für das Komische der Szene nichts zu wünschen übrig ließen.

Die zwei Stücke, welche Bonaparte am liebsten sah, waren der „Barbier von Sevilla“ und «Défiance et Malice». Im Barbier spielte der General Lauriston die Rolle des Almaviva, Hortense: Rosine, ihr Bruder: Basilio, Didelot: Figaro, Bourrienne: Bartholo. Hortense spielte entzückend, Madame Murat mittelmäßig, Eugen sehr gut; Lauriston war ein wenig schwerfällig, Didelot passabel; Bourrienne glänzte vorzüglich in den Kammerdienerrollen des alten Repertoires. Wenn übrigens die Gesellschaft bisweilen nicht gut war, so war dies weder

aus Mangel an vortrefflicher Belehrung, noch wegen mangelnder Repetitionen; denn Talma und Dugazon gaben Jedem guten Rath. Bonaparte hatte zudem jedem Mitspielenden eine Sammlung von Theaterstücken geschenkt, die prachtvoll eingebunden war; auch hatte er ebenso reiche als elegante Kostüme anfertigen lassen.

Der Konsul fand ein großes Vergnügen an diesen Vorstellungen, und obgleich sie ebensosehr die Spielenden als die Zuschauer ergötzten, so waren die Ersteren doch mehrmals gezwungen, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Beschäftigungen ihnen kaum Zeit ließen, neue Rollen zu lernen. Alsdann wendete Napoleon alle seine Ueberredungskünste an und sagte etwa zu dem widerstrebenden Künstler: „Bah! Sie haben ein so gutes Gedächtniß, daß Sie das nichts kosten wird; wissen Sie denn nicht, mit welchem Vergnügen ich Sie sehe und höre? Sie werden des Morgens ein wenig früher aufstehen, das ist Alles!"

„In der That, ich schlafe viel", antwortete ihm einst Bourrienne, den er überreden wollte, die Rolle des Sganarelle im «Médecin malgré lui» zu lernen.

„Nun denn, mein Lieber", antwortete ihm da der Konsul, „thun Sie das für mich. Sie werden mich von ganzem Herzen lachen machen; berauben Sie mich dieses Vergnügens nicht, und um so weniger, da Sie wissen, daß ich mich nicht oft amusire."

Bourrienne lernte die Rolle und spielte sie vortrefflich.

In Malmaison war an den Schauspieltagen die Ge-

sellschaft sehr zahlreich. Nach der Vorstellung strömte die Menge in die Gemächer zu ebener Erde, und hier entspannen sich die belebtesten Unterhaltungen. Josephine machte dabei mit viel Takt und Liebenswürdigkeit die Honneurs. Nach diesen köstlichen Soiréen, die um ein oder zwei Uhr Morgens endigten, begab man sich nach Paris zurück.

Zu dieser Zeit gab man indessen nicht blos in Malmaison theatralische Vorstellungen. Lucian besaß den prachtvollen Landsitz zu Neuilly und lud eines Tages den Bruder sammt all' seinen Tischgenossen zu einer außerordentlichen Vorstellung zu sich ein. Man spielte die „Alzire“. Seine Schwester Elise gab Alzire, er selbst Zamora. Die Wahrheit des Kostüms, die vielleicht etwas zu genau nachgemacht war, erbitterte den Konsul.

„Ich darf das nicht dulden“, sagte er zu Josephine, die neben ihm saß. „Ich werde es Lucian nach dem Schauspiele sagen.“ Wirklich, als Lucian wieder seine gewöhnlichen Kleider angezogen hatte und im Salon erschien, apostrophirte er ihn nachdrücklich über diesen Punkt und bedeutete ihn, daß er künftig ähnlicher Vorstellungen sich enthalte. Noch am Abend, als er nach Malmaison zurückkehrte, sprach er darüber mit lebhafter Mißbilligung.

„Wie!“ sagte er, „während alle meine Anstrengungen dahin gehen, die guten gesellschaftlichen Bräuche wieder herzustellen, zeigen sich mein Bruder und meine Schwester in solchem Kostüme auf der Bühne! Das soll nicht mehr vorkommen, ich versichere es!“

Lucian hatte einen sehr regen Sinn für Theatereffekte, denen er eine große Wichtigkeit beilegte; er sprach die tragischen Verse vollkommen gut und hätte es darin mit den besten Schauspielern der Hauptstadt aufnehmen können.

Diese Vergnügungen fesselten den Konsul mehr und mehr an seine bescheidene Villa. Erst als Josephine in dem Schlosse eine Gemälde- und Bildergallerie, ein Antiquitäten- und Naturalienkabinet, eine Menagerie und einen botanischen Garten anlegte, richtete Bonaparte sein Augenmerk darauf, sein Besitzthum zu vergrößern; er kaufte bald eine Wiese, bald einen Weinberg, bald einige Jucharten Ackerland, und zwar, sagte er, auf seine eigenen Kosten. Er sprach die Wahrheit. Der Mann, der sich zweimal Italiens bemächtigt, der die Schätze Aegyptens in seiner Hand hatte und der, seit er zur Gewalt gekommen, über alle Ressourcen Frankreichs verfügte, besaß keine hunderttausend Thaler und hatte zur Belohnung nichts als die Einkünfte des ersten Konsuls, die sich auf hunderttausend Franken beliefen. Der Ruhm war bei ihm nie durch die Habsucht befleckt.

Josephine ihrerseits war ziemlich verschwenderisch. Sie schenkte, kaufte, zahlte, ohne sich jemals Rechnung abzulegen. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin seltener Blumen; das Geld, welches sie für den Ankauf derselben verwendete, stand nicht im Verhältniß zu dem, was der erste Konsul ihr für ihre Privatausgaben anweisen konnte.

Einst langte in Malmaison eine Kiste aus Holland

an, welche die feinsten Nelken aus Java und Japan, unvergleichliche Tulpen, riesenhafte Jonquillen, Ranunkeln vom Kap der guten Hoffnung und Dahlien aus Bombay enthielt, die ersten, die man in Frankreich sah. Bonaparte war anwesend; ungeachtet der Freude, die Josephine über diesen Zuwachs botanischer Schätze empfand, fürchtete sie die böse Laune ihres Gatten.

„Nun bist Du doch zufrieden", sagte Napoleon, als er mit den Augen den Inhalt der vor ihm geöffneten Kiste überflog; „aber das Alles muß eine enorme Summe kosten. Ich wette, daß da drinnen für mehr als zwölfhundert Franken Blumen sind!"

„Man kann Dir nichts verbergen", versetzte Josephine mit einem halb ironischen, halb schüchternen Tone; „ich muß zugestehen, daß Du nicht sehr weit davon bist."

„Das ist aber doch thöricht", rief der erste Konsul aus, fügte aber gleich hinzu: „indessen ist es kein so großes Unglück; wir werden mit den Blumen unsere am Hause hinlaufenden Rabatten zieren. Nun, laß hören, was kostet's Dich?"

„Rathe einmal."

„Fünfzehnhundert Franken?"

„Ja, fast."

Bei diesen Worten fuhr Josephine fort, zu lächeln. Die Kiste kostete zehntausend Franken! —

Man könnte ein ganzes Buch schreiben über rührende Episoden aus dieser Zeit, von denen Malmaison Zeuge

war. Wir beschränken uns darauf, eine einzige anzuführen.

Josephine hatte einen Theil des Parkes dazu bestimmt, eine Erinnerung an unsere Schweiz vorzustellen, welches Land sie sehr liebte. Nichts mangelte dieser künstlichen Reproduktion: die Schweizerhütte, der Felsabhang, der kleine, über den Abgrund führende hölzerne Steg, — Alles war da, bis auf die Ziegen und Kühe, die man direkt aus dem Kanton Appenzell hatte kommen lassen und die hier in voller Freiheit weideten wie in den friedlichen Geländen ihrer Heimat.

Eines Morgens führte Josephine ihren Gatten zum Frühstücke nach dem Chalet. Wie groß war das Erstaunen des ersten Konsuls, als er daselbst ein junges, schönes Mädchen antraf, das sich hier eingerichtet hatte und das ihn auf dem kleinen Pachtgut mit wunderbarer Anmuth empfing. Die hübsche Pächterin servirte Eier, Früchte, Milch, Butter und Käse und entschuldigte sich mit der größten Artigkeit, einen so berühmten Gast nicht besser empfangen zu können. Napoleon war entzückt und fand Alles vortrefflich; als das ländliche Mal beendigt war, sagte er zu der schönen Schweizerin: „Mein Fräulein, Sie haben soeben bewiesen, daß Sie sich vortrefflich auf Schäferspiele verstehen; kommen Sie mit uns auf's Schloß; denn ich vermuthe, daß Sie sich noch besser im Salon bewegen, als in einem Chalet."

„Ach, General," antwortete die vorgebliche Pächterin, „ich möchte so gerne Frankreich wiedersehen; aber — ich

darf die Schweiz nicht verlassen ohne den höchsten Schutz des ersten Konsuls, den ich in diesem Augenblicke für meine Familie und mich erflehe!" —

Napoleon erkannte auf der Stelle, daß ihn Josephine in dieser Idylle, ohne daß er es wußte, die Hauptrolle hatte spielen lassen. Mit einem Seitenblick auf seine Frau sagte er lächelnd: „Jede Komödie muß einen guten Abschluß haben, und ich werde mich bemühen, ihn für dieses Stück zu finden."

Josephine antwortete: „Mein Lieber, ich habe Dir die leichteste Aufgabe zugetheilt."

„Und die angenehmste", unterbrach sie Napoleon. „Mein Fräulein", fuhr er darauf fort, indem er sich zu dem jungen Mädchen wendete, „Sie und Ihre Familie können die Schweiz verlassen, wann Sie es für gut finden; das Vaterland steht Ihnen offen von diesem Augenblicke an, und Sie werden daran nicht zweifeln, wenn der erste Magistrat der Republik Ihnen seinen Arm anbietet, um Sie nach Frankreich zurückzuführen."

Josephine, welche die ungemessene Freude der jungen Exilirten theilte, folgte dem Paare, das den Weg längs den Alleen zum Schlosse einschlug, wo der Konsul unverweilt die Rücknahme der Verfügung gegen Fräulein von Saint- . . ., ihren Vater, ihren Großvater und ihre zwei Brüder unterzeichnete.

Jeden Augenblick, den Napoleon seinen Geschäften abgewinnen konnte, brachte er in Malmaison zu. Der letzte Tag jeder Dekade war ein Festtag für das Schloß.

Josephine schickte ihre Bedienten zu ihrem Gatten; oft ging sie selbst, begleitet von ihren Kindern und einigen Verwandten, um ihn abzuholen. An diesen Urlaubstagen, wie Napoleon sie nannte, beschäftigte er sich mehr mit seinen Privatverhältnissen, als mit Staatssachen. In Malmaison war er müßig. Im Parke ließ er ohne Unterlaß bauen, ausroden und pflanzen; er prüfte die Kostenberechnungen, berechnete den Ertrag, die Ausgaben und schrieb Alles vor. Schnell verging so die Zeit, und der Augenblick, wo er, wie er zu sagen pflegte, wieder „sein elendes Halsband“ anlegen mußte, kam für seine Wünsche allzuschnell; mit einem Worte, er erschien in Malmaison als Vater mitten unter seinen Kindern.

Solche Verleugnung seiner Größe, sowie seine einfachen Umgangsformen gaben seinen Manieren einen besondern Reiz. Aber diese freundliche Herablassung hatte bisweilen ihre unangenehmen Folgen für ihn. Seine ganz militärischen Gewohnheiten und völlig republikanischen Sitten, die ihm bisher der Geist der Gleichheit eingehaucht, hatten gewisse Freiheiten erlaubt, die fürderhin mit der hohen Würde, die Napoleon bekleidete, und mit der Ehrfurcht, die man seiner Autorität schuldete, nicht vereinbar schienen. Folgende Thatsache gibt davon Zeugniß.

Einst ließ der Konsul mehrere Berberpferde, die ihm geschenkt worden waren, in den Hof von Malmaison bringen. Ein höherer Offizier, der anwesend war und seine Augen an den schönen Thieren weidete, machte

Bonaparte den Vorschlag, um eines der Thiere eine Partie Billard zu spielen gegen den Preis, den dasselbe werth sein mochte. Napoleon nahm den Vorschlag an. Er wollte und sollte verlieren; sein Gegner gewann die Partie.

„Du hast verloren", sagte er zum Konsul, den er zu duzen pflegte, „folglich habe ich das Recht zu wählen." Und ohne eine Erlaubniß abzuwarten, die er nicht wünschte, lief er spornstreichs hin, die Pferde zu mustern, wählte das schönste aus, ließ es satteln und zäumen, schwang sich hinauf und sagte: „Adieu, Bonaparte; wollte ich heute bei Dir essen, so wärst Du im Stande, mir mein Pferd wieder zu nehmen!" Napoleon hatte nicht Zeit, zu antworten, denn Jener war schon in der Weite. Um aber die Wiederholung ähnlicher Szenen zu verhüten, hielt er es für nöthig, den Offizier für einige Zeit zu entfernen. Er übertrug ihm indessen einen höhern Posten, indem er ihn zum Gesandten nach Lissabon ernannte.[1])

Als Josephine Kaiserin geworden, verlor sie nichts von ihrer Vorliebe für Malmaison. Sie brachte dort jeden Augenblick zu, den ihr die Pflichten ihrer hohen Stellung übrig ließen. Malmaison wurde damals sehr verschönert. Eine Menagerie, die eben so reichhaltig war als diejenige des Jardin des Plantes, und eine Ackerbauschule wurden jetzt dort errichtet. Der botanische Garten enthielt bereits unter freiem Himmel und in den Ge-

[1]) Souvenirs historiques de M. le baron de Meneval, tome I, page 306.

wächshäusern die seltensten Pflanzen, welche die Kunst und die Geduld des Menschen nur in unserem Klima zur Vegetation brachte. In diesen verschiedenen Anstalten war stets das Nützliche mit dem Angenehmen gepaart. Josephine verwendete für diese Einrichtungen enorme Summen, ohne ein einziges Mal daran zu denken, das Geld für Erbauung eines Palastes zu verschwenden, welcher der Gemahlin des damals mächtigsten Monarchen Europa's würdig gewesen wäre. Malmaison genügte ihrem Ehrgeize vollkommen. Wenn der Anblick dieses Landsitzes keineswegs die Kaiserin der Franzosen ankündigte, so ließen die Erzählungen von ihren Wohlthaten und die Thränen der benachbarten Dorfbewohner, die davon Zeugniß gaben, ihre Nähe schnell erkennen. —

Als einige Jahre später Napoleon (zum Unglücke für Frankreich) das Diadem, welches er in dem Gluthofen der Schlachten geschmiedet, um die Stirne einer österreichischen Erzherzogin band, zog sich die treffliche Frau, welche die beklagenswerthe Scheidung von dem politischen Schauplatze entfernte, mit ihren Erinnerungen, ihren Kindern und ihren Blumen ganz nach Malmaison zurück und gründete dort einen kleinen Hof, von dem die Großen des Kaiserreiches von selbst sich ausschlossen und wo die frühere Kaiserin glücklich war, Diejenigen zu empfangen, welche sich ehemals um sie versammelt hatten. Unter diesen Hofleuten, welche die Ungnade nicht scheuten, bemerkte man namentlich auch Dichter und Künstler. Wahrlich, es geziemte der Kunst und der Poesie, diese

edle Frau zu trösten, welche zur Zeit, als die Macht in ihren Händen lag, auf eine so zarte Weise und in so reichen Spenden das Füllhorn ihrer Güte über jede Art von geistigen Bestrebungen ausgegossen hatte!

Josephine starb in gewissem Sinne mit dem Kaiserreiche, dessen Grundlagen sie durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften und durch ihre Popularität befestigt hatte. Ihre Seele verließ die Erde in dem Augenblicke, wo das Glück Frankreichs im Norden und Süden erlag, in dem Augenblicke, wo Napoleon auf der Insel Elba landete, die man ihm, im Tausche gegen ein Weltreich, zur Wohnung angewiesen hatte. Die Flügel des Adlers waren zerschnitten; aber die siegenden Monarchen hatten ihm noch seine Krallen und seine Blitze gelassen, deren letzte Griffe und deren letztes Leuchten sie in Waterloo sahen und empfanden.

Im Anfang des Jahres 1814 wurde Malmaison ein Wallfahrtsort für die alliirten Könige, welche kamen, um der Frau einen Besuch abzustatten, die sie einst als Kaiserin begrüßt hatten und die sie noch wie eine Königin ehrten; aber ihre Huldigungen verdüsterten die Seele Josephinens, und sie mochte sich wohl bisweilen jener prophetischen Worte erinnern, die sie ohne Scheu am Tage ihrer Trennung an Napoleon gerichtet hatte.

„Ich verlasse Dich“, hatte sie zu ihm gesagt, „aber meine Wünsche begleiten Dich nichtsdestoweniger; doch fürchte ich, daß die Krone, die von meinem Haupte genommen, mir weniger Schlimmes vorbedeute als Dir. Gebe Gott, daß ich mich täusche!“ Sie hatte nur zu richtig geahnt.

Um die Zeit seiner Vermählung mit Maria Louise hatte Napoleon sich einige kleine Möbel zurückerbeten, an denen er zu hängen schien; sie beeilte sich, dieselben sofort in die Tuilerien tragen zu lassen. Mit Ausnahme der Rückgabe dieser unbedeutenden Sachen, blieb das ganze Mobiliar und die Ausschmückung von Malmaison völlig wie ehedem. Die Salons zu ebener Erde, die von äußerster Pracht zeugten, enthielten eine Menge von Mosaiktischen aus Florenz, Lapis- und Achatvasen, Bronzestücke von kostbarer Arbeit, Krystalle vom Mont-Cenis und Porzellanwaaren von Sèvres. Keiner dieser Gegenstände wurde je an einen andern Platz gestellt. Der Bibliotheksaal war mit den Portraits aller Scheiks von Kairo geziert, Kunstwerke, die besonders durch den Typus ihrer Physiognomieen die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nicht ein einziges dieser Gemälde wurde weggenommen. Die Salonmöbel, mit Teppicharbeiten von Josephinens eigener Hand, wurden nicht verändert. Das Gemach, das sie im ersten Stockwerke für sich behielt, war von äußerster Einfachheit. Ihr Schlafzimmer war mit Vorhängen von weißem Mousselin und mit grünen Fransen behangen. Kein anderer Schmuck machte sich darin bemerklich, als die goldene Toilette, welche ihr die Stadt Paris bei ihrer Vermählung dargebracht hatte. Nichts konnte diesem prachtvollen Geräthe gleichgestellt werden, dessen geschmackvolle Ausstattung unvergleichlich war, so daß es einzig in seiner Art dastand. Mehrmals wollte Josephine der Vicekönigin von Italien damit ein Geschenk machen;

aber der Prinz Eugen widersetzte sich dem stets. Es sei dies, sagte er zu seiner Mutter, ein persönliches Geschenk, das sie von der Stadt Paris erhalten habe, und es wäre eine Undankbarkeit von ihrer Seite, sich davon zu trennen. Napoleon hatte ihr diese Toilette nach seiner Scheidung geschickt nebst dem goldenen Geschirre für die Morgentafel und andern Gegenständen von nicht minderm Werthe, die sie vergessen hatte mitzunehmen, als sie die Tuilerien verließ.

Malmaison wurde für die verstoßene Josephine, was St. Cyr nach dem Tode Ludwigs XIV. für Frau von Maintenon gewesen war, ein Zufluchtsort gegen die Langeweile und die Täuschungen, welche ein plötzlicher Glückswechsel in seinem Gefolge hat. Immer theilnehmend und wohlthätig, schien Josephine den Verlust des Thrones nur um jener Unglücklichen willen zu bedauern, denen sie jetzt nicht mehr so wirksam Hülfe leisten konnte. Zu der Zahl der Vergnügungen, die ihr geblieben waren, muß man die seltenen, aber immer gut aufgenommenen Besuche rechnen, die Napoleon incognito dem Hause seiner einzigen Freundin machte, vielleicht um in ihre Seele geheime, bittere Klagen auszuschütten über eine Verbindung, welche die Politik gegen den Willen Frankreichs, gegen die Logik der Geschichte und gegen seinen eigenen Vortheil geschlossen hatte. Wenn der Kaiser von der Hauptstadt entfernt oder an der Spitze seiner Armee war, so ersetzte er seine Besuche durch eine Korrespondenz, worin sich die süßesten Ergüsse mit den zärtlichsten Ausdrücken mischten.

Während des Feldzuges von 1813 glaubte er die Befürchtungen Josephinens besänftigen zu sollen, als er ihr nach der Schlacht von Dresden schrieb. Josephine antwortete:

„O wie gut ist es von Ihnen, mein Lieber, daß Sie mich nicht vergessen haben! Sie haben in meiner Seele gelesen, haben ihre Leiden und ihre Qualen geahnt! Dank für Ihre Sorgfalt, und fahren Sie fort, mir immer und öfters Nachricht von Ihnen zu geben. Mein Schicksal konnte wechseln; aber mein Herz wird nie aufhören, für Sie zu schlagen. Gefühle wie die meinigen halten Allem Stand und überdauern Alles."

Der Kaiser antwortete ihr mit umgehendem Courier:

„Meine gute Josephine!

Ich habe Deinen Brief empfangen und sehe mit Vergnügen, daß Du Dich besser befindest und daß Du zufrieden bist. Ich hoffe, daß Du Dich nicht allzusehr langweilst; pflege Dich recht und zweifle nie an meiner Liebe zu Dir.

Dresden, den 21. September 1813.

Napoleon."

Diese zärtliche Freundschaft, welche an die Stelle einer so lange gehegten gegenseitigen Liebe getreten war, flößte Josephinen eine Art göttliche Verehrung ein für den einzigen Mann, den sie wahrhaft geliebt hatte. Nach ihrer Trennung war es ihr ausdrücklicher Wille, daß man auch keinen Stuhl verrücke in dem Zimmer, das der Kaiser innegehabt. Statt dieses Zimmer zu be-

wohnen, zog sie es vor, sich im ersten Stockwerke einzurichten, wo sie doch wenig Bequemlichkeit hatte. Alles war genau in dem Zustande belassen worden, wie es zur Zeit war, als Napoleon Ende März 1809 sein Kabinet verlassen hatte, um seinen glorreichen österreichischen Feldzug zu beginnen, der durch den Erfolg bei Wagram gekrönt wurde. Ein Geschichtswerk, das auf seinem Schreibtische lag, war auf der Seite bezeichnet, wo er zu lesen aufgehört; die Feder, deren er sich bedient hatte, enthielt noch, eingetrocknet, die Tinte, welche einige Augenblicke vorher vielleicht Gesetze vorgeschrieben. Josephine hatte sich's zur Pflicht gemacht, allein den Staub von den Gegenständen abzuwischen, die sie ihre Reliquien nannte; sie hatte ausdrücklich Jedermann verboten, dieses Heiligthum zu betreten.

Im Schlafzimmer Napoleon's stand ein Bett von römischer Form, worin er ohne Vorhänge schlief. Waffen von köstlicher Arbeit, antike Dolche und Pistolen waren an den Vorsprüngen des Holzschnitzwerkes aufgehangen; einige Kleidungsstücke lagen noch da und dort umher. Es schien, als könnte der Kaiser jeden Augenblick in das Zimmer hereintreten, aus dem er sich doch für immer verbannt hatte!

In Malmaison hatte Napoleon einen kleinen Garten für sich, zu welchem man über eine Brücke gelangte, die mit Zelttuch gedeckt war und unmittelbar mit dem Eingange in sein Privatkabinet zusammenhing. Die Fenster dieses Kabinets gingen auf eine prachtvolle Lindenallee;

in diesem kleinen Garten pflegte sich Napoleon von seinen Arbeiten zu erholen. Als Josephine von ihm getrennt war, erlaubte sie Niemand mehr, über die kleine Brücke in den Park zu gehen.

In Folge eines großen Diner, das Josephine dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen gab, erhielt das Unwohlsein, welches sie schon einige Tage befallen hatte, einen beunruhigenden Charakter. Den 29. Mai 1814 war sie nicht mehr. Während der fünf Tage, da der Tod mit dem Leben um sie würfelte, behielt sie ihre volle Ergebung und Güte. Auf ihren besonderen Befehl war der Blumenmaler Redouté hergekommen; sie bat ihn, nicht in ihre Nähe zu treten, aus Furcht, er könnte ihre Krankheit erben. Dann zeigte sie ihm zwei Blumen, die noch in voller Blüthe waren, und trug ihm auf, sich mit der Kopie derselben zu beeilen; „denn diese armen Blumen", sagte sie, „haben nur noch ein paar Tage zu leben!"

Dann sagte sie noch, als ob sie den Gedanken an Tod und Zerstörung, die sie wider Willen gefesselt hielten, entrinnen wollte:

„Ich hoffe doch, mein lieber Redouté, zur rechten Zeit wieder hergestellt zu sein, um sie noch einmal blühen zu sehen."

Es war eine Täuschung, die dreißig Stunden später trügerisch in der Luft zerfloß, denn — der Tod ist für Jeden gesetzt.

Die Leichenfeierlichkeit der Kaiserin Josephine fand

in der Kirche Rueil statt, mitten unter einer Bevölkerung, die durch ihr Schluchzen die Anhänglichkeit an Diejenige bewies, welche, als sie nicht mehr Kaiserin sein konnte, doch stets ihre Wohlthäterin blieb. Die zwei Enkel Josephinens führten den Leichenzug. Die russischen Generale Sacken und Czernitscheff hatten auf Befehl des Kaisers Alexander daran theilgenommen; von Nesselrode und von Humboldt, eine große Anzahl von Künstlern und von Offizieren der fremden Armeen folgten dem Trauerwagen, der von einem Detachement russischer Kavallerie und der Nationalgarde von Rueil eskortirt war. Auf dem Kirchhofe warf sich die Königin Hortense, welche ihre Kammerfrauen nicht hatten in Malmaison zurückhalten können, auf das Grab ihrer Mutter, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen, und in einem Gebete, das aller Augen Thränen entlockte, erflehte sie für diese engelgleiche Seele die Barmherzigkeit Gottes. So sah Malmaison seine Bewohner in dem Zeitraume von wenigen Tagen theils vom Throne, theils in's Grab niedersteigen.

Als Napoleon 1815 von Wellington geschlagen worden war, setzte er zum letzten Male seinen flüchtigen Fuß in diese Behausung, die ihm ebensoviele süße als traurige Erinnerungen zurückrufen mußte! Vier ganze Tage blieb er in Malmaison; dann begab er sich nach Rochefort und von Rochefort nach — St. Helena! In Malmaison war er von Hortense empfangen worden, die ihn hier erwartete, um gegen ihn die Pflichten der Gastfreundschaft

zu üben, und die in der Folge das Schloß verließ und erst nach einer Abwesenheit von mehr als zwanzig Jahren an einem kalten Wintermorgen wiederkehrte, um für immer bei Malmaison und bei ihrer Mutter zu wohnen, — im Kirchhofe von Rueil.

„Es ist erlaubt, zu denken", sagt Alexander Delavergne, „daß Napoleon damals von all' seinen ehrgeizigen Träumen zurückgekommen war und daß er mehr als einmal die gesunden Gefühle und die harmlosen und ruhmreichen Erinnerungen seiner Jugend in seinem Herzen wieder erweckt habe. Einst besuchte er allein, mitten in der Nacht, das Grab Josephinens, die seine besten Jahre verschönert hatte. Maler und Bildhauer haben die Gestalt des Kaisers in allen Situationen seines Lebens dargestellt; warum ist es noch keinem in den Sinn gekommen, uns Napoleon im Kirchhofe von Rueil zu zeigen, wie er sinnend vor dem Grabe Josephinens steht? Hier an diesem Grabe empfangen wir (nach einem schönen Worte Bossuet's) eine jener großen Lehren, welche Gott den Völkern und den Königen gibt!

Der Kaiser verließ Malmaison am 29. Juni 1815, um in die Hände von Verräthern zu fallen, die ihn den Engländern auslieferten. Er vergaß, daß, nachdem man wie Cromwell regiert hat, man wie Karl I. enden kann.

Zwei Tage nach Napoleons Abreise verheerten die Truppen der Alliirten Malmaison. Ein Theil des Parkes ward später umgepflügt; der Rest wurde schlecht unter-

halten und zeigte dem Auge nur eine kümmerliche Vegetation; die Alleen waren mit Unkraut bedeckt, wie man solches auf Gräbern findet, die Bassins der Wasserwerke mit grünen Lachen ausgefüllt, auf denen das Moos über den Marmorrand emporwuchs. Mitten in diesem Bilde der Zerstörung stand das Haus mit seinen eingerissenen Mauern, eine düstere Masse geschwärzter Steine, von einem dunkeln Plattendache überragt, das man in der Ferne für ein schwarzes Tuch hätte halten können, welches über einen Sarg gelegt ist.

Das war Malmaison, als in neuerer Zeit die Königin Christine von Spanien die Besitzung kaufte und restaurirte. In unsern jüngsten Tagen sind die Schrecken des Krieges neuerdings mit verschärfter Wuth an dem Landhause vorübergezogen, wo der Stern des ersten Konsuls einst sich erhob und sich zum Untergange neigte. Als General der Republik machte Napoleon dort den Plan zu seinem zweiten italienischen Feldzuge; als Kaiser verlor er dort unwiederbringlich den Purpur und das Szepter, die ihm seine Siege geschenkt hatten.

In seiner Villa Malmaison hat der erste Konsul Bonaparte die schönsten und glücklichsten Tage seines Lebens zugebracht; denn damals war Frankreich frei, glücklich und groß, und er selbst nur — sein erster Bürger!

Der weiße Fliederzweig.

Eine Erzählung.

Nach dem Französischen von Paul v. Lascaux.

Erstes Kapitel.

Der Wurm in der Blume.

Höchstens vierzig Jahre sind es her, daß eine Pächterfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und einer sechszehnjährigen muntern Tochter mit blauen Augen und von schlanker, feiner Gestalt den kleinen Marktflecken Saint-Cyr in der Haute-Vienne bewohnte.

Die Provinz Limousin hat noch die patriarchalischen Sitten ihrer Voreltern beibehalten. Die Bauern halten noch etwas auf das gegebene Wort; man könnte ihre Achtung davor die Religion des Eides nennen! Es macht diesen einfachen und guten Leuten stets Vergnügen, in ihrer Hütte während der langen Winterabende die Sagen zu hören, die ihnen in ihrer Mundart irgend ein Greis erzählt, dessen Haare schon gebleicht sind und dessen ausdrucksvolles Gesicht die Furchen des Alters trägt. Die Weiber spinnen ihr Garn vom Rocken, die jungen Bursche und Mädchen enthülsen die Kastanien, welche am folgenden Tag zum Mahl dienen sollen, und die Männer bessern ihre Arbeitswerkzeuge aus, oder sie flechten allerlei grobe Körbe, in denen der Buchwaizen eingeheimst wird.

Oft kommt auch der Eigenthümer der Meierei und setzt sich mit an den Herd seiner Pächter, die ihm den Ehrenplatz abtreten. Er aber behandelt mit Wohlwollen und Zartheit diese nüchternen, kräftigen und bescheidenen Menschen, deren harte Arbeitstage die gemeinschaftlichen Ernten vermehren, welche im Heumonat und zur Zeit des Waizenschnitts seine Scheunen füllen.

Es besteht eine aufrichtige und ehrerbietige Freundschaft zwischen dem Herrn und den Dienern, deren Interessen die gleichen sind.

Die Rousseaux, so hießen unsere Pächter in Saint-Cyr, besaßen ein kleines Vermögen, das hinreichte, um sie glücklich zu machen. Man schätzte und liebte sie, denn sie waren dienstfertig und freigebig und erzogen ihre Tochter in jener werkthätigen Religion der Menschenliebe, welche stets als die beste Mitgift für treue Gattinnen und gute Mütter zu betrachten ist.

Ihr Nachbar war der Hufschmied Peter Godard, ein alter Soldat, der trotz seiner sechszig Jahre noch lebhaft und munter und stets eifrig bei der Arbeit war. Auch er hatte nur ein Kind, einen Jüngling von achtzehn Jahren, der arbeitsam und bieder wie sein Vater zu werden versprach. Die zwei Haushaltungen waren durch eine aufrichtige Freundschaft verknüpft, und die Kinder, welche zusammen erzogen worden waren, liebten sich wie Bruder und Schwester.

Gegen den Herbst des Jahres 18.. traf die Rousseaux ein herber Kummer: Julie war krank geworden.

Im Anfang glaubte man, es sei eine jener Unpäßlichkeiten, welche das schnelle Wachsen oft bei der Jugend mit sich bringt; als aber das Uebel andauerte, mußte man zum Arzte des Dorfes Zuflucht nehmen, der befürchtete, das Mädchen möchte von der schrecklichen Krankheit der Schwindsucht befallen sein.

Als der Sohn des Hufschmied's von diesen, vielleicht übertriebenen Besorgnissen hörte, war er im innersten Herzen betroffen.

Wenn Julie stürbe?

Was sollte er beginnen, wenn ihm seine Jugendgefährtin geraubt war?

Da hörten die lustigen Gänge und Streifzüge in's Haidekraut auf; da war es vorbei mit jenen heitern Spaziergängen durch's Getreidefeld, auf denen er blaue Kornblumen pflückte und Kränze daraus wand, die das blonde Haar Juliens so lieblich schmückten!

Aber auch Julie seufzte ihrerseits bei dem Gedanken, daß sie für längere Zeit das Zimmer hüten müsse; der Herbst wurde auch gar zu traurig für das arme Kind.

Der Winter war rauh; die Krankheit verschlimmerte sich.

Einst in der Nacht hatte das Mädchen einen Traum, der sie den ganzen Tag nachdenklich machte, und als Hektor kam, um sich seiner Gewohnheit gemäß neben sie zu setzen, kehrte sie sich gegen ihn und erzählte ihm denselben. Der Jüngling fühlte sein Inneres von herbem Schmerz und bittern Klagen bewegt.

„So willst Du uns verlassen?“ fragte er, seine Thränen zurückhaltend.

„O nein“, antwortete sie, „es ist ja nur ein Traum! Ich sah den Himmel sich öffnen und die Engel riefen mir; meine Mutter war neben mir, sie hatte mich mit dem Kleide geschmückt, das ich zur ersten Kommunion trug. Mein Vater weinte, als er mich sah.“

„Und ich?“ fragte der Sohn des Hufschmiedes bekümmert.

„Du? Du flochtest mir eine Krone von weißem Flieder. Von weißem Flieder!“ wiederholte sie lächelnd ... „Ich habe noch nie welchen gesehen, . . . es gibt keinen hier im Flecken. . . . . O, wenn mein Traum sich erfüllte, so wünschte ich, daß mein letzter Kranz von Dir käme!“

„Verscheuche diese widrigen Gedanken“, sagte Hektor. „Wenn der Frühling kommt, so werde ich Dir einen Strauß von weißem Flieder bringen, das wird die einzige Erfüllung Deines Traumes sein! . . .

Der Monat Mai brach an und schmückte die Hügel und Thäler mit Blumen. Die Tochter der Rousseaux wurde von Tag zu Tag schwächer. Ihr Gesicht magerte ab, die Augen zeigten blaue Ränder, die Lippen waren blaß; Julie gab fast nur noch durch ihren Blick Zeichen des Lebens.

Ihre Jugend kämpfte hartnäckig gegen die Krankheit; alle Hoffnung war noch nicht verloren.

An einem jener schönen Morgen, wie sie der Frühling

im mittlern Frankreich heraufführt, kam Hektor, um seine Freundin zu sehen. Der Bursche hatte seine Sonntagskleider angezogen; er mußte in die Stadt, die ungefähr drei Meilen entfernt war, um dort Geschäfte abzuthun, und obwohl seine Abwesenheit nicht länger als einen Tag dauerte, so wollte er doch nicht fort, ohne Julien Lebewohl zu sagen.

„Wenn ich Dich nicht mehr sehen würde!" sagte die Kranke.

„Närrchen", antwortete Hektor, „hast Du wieder einen Traum gehabt?"

„Nein", erwiderte das Mädchen, „aber ich fühle mich so schwach, so muthlos! . . . Vergiß nicht, was Du mir versprochen hast."

„Der weiße Flieder!" sagte Hektor, — „ich habe hier vergeblich darnach gesucht!"

Dann fügte er mit fester Stimme hinzu: „Ich werde Dir diesen Abend einen Zweig bringen, wenn Du mi versprichst, vernünftiger und muthiger zu sein!"

Julie dankte ihm mit einem Blick und drückte ihm lächelnd die Hand.

Zweites Kapitel.

Auf frischer That ertappt.

Der Weg war weit, aber schön. Die Sonne schien schon warm und übergoß die jungen Blätter der Bäume mit Gold und Purpur. Tausend Düfte entstiegen dem Kelch der wildwachsenden Blumen, womit die Wiesen übersät waren; die Insekten ließen ihr Gesumme hören, die Vögel schwatzten miteinander, der Tag war herrlich.

Hektor wanderte gemächlich dahin, den Stock in der Hand. Er dachte an Julie. Armes Kind, vor Kurzem noch so frisch und munter und lachend und jetzt so blaß, so elend! . . .

Der Jüngling überließ sich ganz der Erinnerung an die glücklichen Jahre, die er mit der Tochter der Rousseaux zugebracht. Was hatten sie doch verbrochen, daß das Schicksal sie beide so hart traf am Anfang ihres Lebens?

So jung er war, so hatte Hektor doch schon Pläne für die Zukunft gemacht. Julie sollte sein Weib werden. Einige Jahre noch und der Sohn des Hufschmied's heirathete seine Nachbarin. Waren all' diese Pläne zerstört, all' seine Träume nur Trug gewesen?

Hektor dachte über diese Dinge nach, als er plötzlich

den Kopf erhob und einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. Einige Schritte weiter gewahrte er in einem mit grüner Hecke umzogenen Garten einen weißen Fliederstrauch, dessen Zweige zu blühen begannen und ihren süßen, durchdringenden Duft in die Luft ergossen.

Der Bursche legte seine Hand an die Stirne und ließ sich an der Hecke nieder; der Anblick des so lange gesuchten Strauches hatte ihn ganz geblendet. Er schloß die Augen und sah im Geiste das Kämmerlein, wo Julie, auf einem großen Lehnstuhl hingestreckt, weißer war, als ihre Nachthaube, und so blaß, als ob sie ihren letzten Schlaf schliefe. Es kam ihm vor, als ob die geliebte Stimme ihm in's Ohr wisperte: „Vergiß nicht, was Du mir versprochen hast!" Sein Herz schlug heftig und sein ganzes Wesen war von einem konvulsivischen Zittern befallen, wie man es beim Herannahen eines großen Unglücks empfindet. Aber der Sohn Godard's war nicht ohne Energie; er erhob sich und lenkte seine Schritte nach der Wohnung, einem bürgerlichen Hause von sehr hübschem Ansehen. Es hatte zwei Stockwerke; das erste war mit einem Balkon geziert, den Jasmin und Jungfernrebe wie mit einer Rahme umschlossen, indem sie sich arabeskenartig durch das Gitterwerk schlangen. Die Fensterladen waren grün und die Thüre von einem Zeltdach überragt, das sich terrassenförmig heraufzog.

Hektor zögerte nicht. Er läutete, fest entschlossen, Julien einen Zweig der geliebten Blume zu kaufen, wenn man sich weigern würde, sie ihm zu geben.

Aber Niemand kam, um zu öffnen; nur das Gebell der Hunde antwortete auf das Klopfen des jungen Burschen.

Hektor ließ sich nicht entmuthigen. Er ging um die Wohnung herum, in der Hoffnung, einem Gärtner zu begegnen, dem er sein Anliegen auseinandersetzen könnte; aber vergeblich. Das Haus war zu dieser Stunde von Menschen verlassen. Er überlegte, — dann nahm er seine Wanderung wieder auf, indem er bei sich selbst sagte: „Vielleicht werde ich am Abend auf dem Rückweg glücklicher sein.“

Und mit dem Vertrauen, welches der Jugend eigen ist, beschleunigte er seine Schritte gegen die Stadt zu. —

Die Nacht begann einzufallen, als Hektor wieder an dem Hause vorüberkam, an welchem er Vormittags angeklopft hatte.

Aber wie am Morgen, so war auch jetzt Niemand da, der ihm Antwort gab.

Jetzt war der arme Bursche entmuthigt. Was sollte er thun? Niemals hatte er in dem Flecken Saint-Cyr die Gelegenheit, die sich jetzt ihm darbot, um seiner Geliebten das gemachte Versprechen zu halten. Sollte er am folgenden Tag wieder zurückkommen? Würde er es dann besser treffen? Würden dann die Bewohner des Hauses anwesend sein?

Alle diese Fragen bestürmten sein Gehirn und verwirrten es. Plötzlich warf Hektor seinen Stock bei Seite und schwang sich herauf, um die Hecke zu übersteigen. Die Hunde heulten im Innern des Hofes, aber er schien

sie nicht zu hören. Gewandt, kräftig und entschlossen, wie er war, setzte er über die Hecke, wobei er sich Hände und Kniee an den Dornen zerfetzte; denn diese Zäune sind, besonders in Limousin, wo man sie überall trifft, nicht blos dicht und hoch, wie Mauern, sondern das Holzwerk, womit sie gefestigt sind, strebt stachlicht empor und leistet einen gefährlichen Widerstand.

So kam denn der Sohn des Schmied's ganz zerkratzt und blutend über den Gartenhag herüber. Seit einigen Augenblicken war der Mond aufgegangen und erhellte die Erde mit seinem blassen, magischen Licht. Dank dieser Helle konnte Hektor einen Zweig auswählen, der eben zu blühen begann; als er ihn abgerissen, schickte er sich von Neuem an, mit der nämlichen Mühe und der nämlichen Schwierigkeit den Hag zu übersteigen.

In dem Augenblicke, wo er seine Füße auf die Erde setzen wollte, fühlte er sich kräftig gepackt und eine zornige Stimme rief: „Ah, habe ich Dich, Schurke!"

Der arme Bursche stieß einen Schrei aus und erfaßte jetzt erst recht das Gewicht der unüberlegten Handlung, deren er sich schuldig gemacht.

„O", sagte er kleinlaut, „ich bin kein Verbrecher".

„Gut", erwiderte der Feldhüter, der jetzt seinen Säbel zog, „das magst Du dem Herrn Amtmann auseinandersetzen."

Hektor fühlte seine Kniee zittern und sein Blut erstarren.

„Komm' freiwillig", sagte der Wächter, indem er ihn

vor sich herstieß, „oder ich werde Dich mit Gewalt hinbringen.“

„Herr“, brachte Hektor mit Mühe hervor, „ich beschwöre Euch, hört mich an, und Ihr werdet mich nicht mehr für einen Dieb halten.“

„Geht nicht an“, erwiderte der Vertreter des Gesetzes, „ich habe da Nichts zu hören. Ich hab's ja gesehen. Ich hab' Dir aufgepaßt, mein Vögelchen. Du bist diesen Morgen hier vorbeigegangen; ich lag ein paar Schritte von hier im Verborgenen. Ich hab' mir's genau angesehen, als Du das Haus umschlichest und an der Thüre klopftest, um Dich zu vergewissern, ob Niemand drin sei. Deine Schliche haben bei mir Verdacht erregt; ich hab' mir's gedacht, daß Du diesen Abend zurückkommen würdest und ich habe mich nicht getäuscht. Ja, ja, mein Junge, der alte Bonvin versteht sich auf sein Handwerk, und es ist nicht leicht, ihm etwas abzumarkten. Also glaube mir: versuch' nicht, mich mit Lügen hinzuhalten, Du würdest Deine Zeit verlieren. Gib mir das corpus delicti.“

Vater Bonvin schickte sich pflichtgemäß an, den Fliederzweig zu ergreifen, den der junge Bursche in der Hand hielt.

Als Hektor diesen Befehl vernahm, schien er wieder zu sich selbst zu kommen. Er erinnerte sich an Julien, an sein Versprechen, an den beunruhigenden Zustand, in welchem er die Kranke diesen Morgen zurückgelassen und er vergoß einen Strom von Thränen.

„O Herr“, sagte er, die Hände faltend, „habt Mit-

leid und zwingt mich nicht, Euch diese Blumen zu geben. Wenn Ihr wüßtet, aus welchem Grunde ich sie genommen habe! Ich habe Niemanden gefunden, von dem ich sie kaufen oder erbeten konnte!“ ...

„Ich sage Dir noch einmal, daß ich weiter Nichts zu wissen brauche“, sagte der Wächter, etwas milder gestimmt durch die Thränen des Schuldigen. „Du hast zur Nachtzeit den Zaun eines bewohnten Hauses erstiegen, Du bist auf der That ertappt und daß Du nur diesen Zweig genommen, kommt daher, weil Du nichts Anderes nehmen konntest.“

Hektor hörte nicht mehr darauf, was ihm der alte Bonvin sagte. Seine ganze Kaltblütigkeit war ihm plötzlich zurückgekehrt: „Gut denn“, sagte er, „laßt uns gehen; ich will selbst dem Amtmann den Zweig übergeben, vielleicht wird er mich begreifen.“

Das Amthaus, wohin der Feldhüter unsern Delinquenten führte, war, wie dies auf dem Lande häufig vorkommt, ziemlich entfernt von der Wohnung, wo das Verbrechen begangen worden war. Außerdem war zu dieser vorgerückten Stunde des Abends das Gemeindehaus geschlossen. Es blieb dem Vater Bovin unter diesen Umständen nur Zweierlei übrig: entweder seinen Gefangenen auf die Polizeiwache zu bringen, wo er die Nacht zubringen mußte, oder aber ihn geraden Weges zu Herrn Yvonet, dem Amtmann des Dorfes R. zu führen.

Der alte Soldat, der an die bloße Entwendung eines blühenden Fliederzweiges nicht glauben konnte, vielmehr

darin einen Vorwand sah, um mittelst Einbruches in einen verschlossenen Ort einzudringen, war indessen gleichwohl durch die Thränen des jungen Menschen gerührt worden. Da kam ihm eine Idee. Das Geheimniß, das er, Anastasius Bonvin, nicht begriff, konnte möglicherweise der wohlerfahrene Herr Yvonet enthüllen. Und wie ungeheuer groß auch immer der begangene Fehler sein mochte, — Herr Yvonet besaß allein die Macht zur Freigebung des Gefangenen, der am Ende doch nicht das Aussehen eines Verbrechers hatte.

Diese Betrachtungen überwogen endlich im Geiste des Wächters; er konnte dabei ebenso seiner Pflicht genug thun, wie der Theilnahme, die Hektor in ihm erweckt hatte. So entschied sich Vater Bonvin für den zweiten Weg.

Die beiden Männer gingen schweigend dahin. Die Nacht war ruhig und klar.

Drittes Kapitel.

Der Doktor Yvonet.

Es schlug eilf Uhr an den Kirchen der Umgegend, als der Feldhüter mit Hektor Godard bei der Wohnung des Amtmanns anlangte. Die Fenster des Erdgeschosses waren erleuchtet; es waren die einzigen Lichter im Dorfe, wo schon lange Alles zur Ruhe gegangen war.

Vater Bonvin zögerte, den eisernen Drath zu ziehen, der eine kleine Glocke von hellem, durchdringendem Ton in Bewegung setzte; doch erinnerte er sich, daß ja der Doktor zu jeder Stunde Kranke empfing, und er läutete.

Es war der Arzt, der zu öffnen kam, da seine Dienstboten schon schliefen. Als er den Wächter und den jungen Menschen erblickte, runzelte Herr Yvonet die Stirne. Er empfing in der That zu jeder Stunde Alle, die seine Hülfe in Anspruch nahmen; die Landstreicher aber und Verbrecher ließ er im Gefängniß übernachten. Warum hatte wohl Vater Bonvin, der sonst den Wachtbefehl so getreu befolgte, diese Nacht die gegebene Ordre überschritten?

Der Amtmann warf dem alten Soldaten einen strengen Blick zu, und nachdem er hierauf den Gefangenen, der

den Zweig trug, aufmerksam betrachtete, winkte er den Beiden, ihm in sein Kabinet zu folgen. Als er wieder seinen Platz am Arbeitstische eingenommen, sagte er kurz abgebrochen zum Feldhüter:

„Macht Euren Rapport.“

Anastasius Bouvin erzählte einfach die Thatsache, ohne weiter eine Erklärung beizufügen.

„Was habt Ihr dazu zu sagen“, fragte Herr Yvonet Hektor. „Hat sich die Sache so zugetragen?“

„Ja, Herr Amtmann“, antwortete der Jüngling.

Herr Yvonet hatte alle Zeit, um das Signalement des Gefangenen sich einzuprägen und, entgegen der Gewohnheit mancher Amtsleute, hatte er den Sohn Godard sowohl nach der physischen, als nach der moralischen Seite in Augenschein genommen. Die traurige und offene Miene Hektors machte ihn betroffen; er errieth sofort, daß diesem Diebstahl irgend ein Geheimniß zu Grunde liege und mit einem fast wohlwollenden Accent sagte er zu dem Feldhüter:

„Bouvin, Ihr könnt abtreten.“

„Mit dem Delinquenten?“ fragte der Wächter.

„Nein. Ich will ihn hier als Arrestanten zurückbehalten und ihn über die Sache befragen.“

Das Erstaunen des alten Bouvin bei diesen Worten war so groß, daß er sich keine Bemerkung erlaubte und mit militärischem Gruß sich zurückzog. —

„Nun erzählt mir Eure Geschichte, junger Mensch“, sagte der Doktor und ließ Hektor ihm gegenüber sich setzen.

Der Sohn Godard's fühlte, als er den Amtmann anblickte, sein Vertrauen wiederkehren. Dieser war ein Mann von vierzig Jahren; seine breite Stirne zeigte Verstand und Ueberlegung; sein durchbohrender Blick schien bis in's Gewissen zu dringen; sein fein geschnittener Mund verrieth einen kleinen Hang zum Scherz. Aus seinem Lächeln sah man, daß sein scharfsinniger Geist bisweilen zum Zweifel geneigt war, die schwache Seite aller Gelehrten und Forscher. Die Manieren des Doktors waren barsch, aber diese Art, sich zu geben, wurde durch eine natürliche Güte gemildert, die sich in ermuthigenden Worten kundgab.

So redete denn Hektor ohne Furcht und erzählte in aller Einfalt von Julien's Krankheit, von ihrem Traum, von dem Versprechen, das er ihr gegeben, um dessen Erfüllung willen er jetzt sich in Verhaft befinde.

„Und Ihr sagt, das Mädchen sei schon einige Zeit krank?" fragte Herr Yvonet, offenbar ohne sich weiter mit dem gewaltsamen Einbruch zu beschäftigen.

„Bald zehn Monate, Herr", antwortete der Jüngling.

„Wer ist der Arzt, der sie besucht?" fragte der Amtmann.

„Doktor Hardy" . . .

„Hardy, wirklich", sagte Herr Yvonet lächelnd. „Er ist Doktor, Sanitätsrath, ein junger Mann, . . . o, es ist an dem schon genug! Und wie behandelt er das arme Kind?"

Hektor sagte, was er von den Julien verordneten Arzneimitteln wußte.

„So. Und während dieser Zeit hat die Krankheit ihr Werk der Zerstörung vollendet. O arme, unwissende Menschheit, die nicht ahnt, daß der größte Arzt die Natur ist, besonders wenn sie an der Jugend einen Bundesgenossen hat! Ihr seid aus dem Flecken Saint-Cyr?" fragte Herr Yvonet barsch.

Hektor war erstaunt, daß der Amtmann so gut unterrichtet war, denn bis jetzt hatte ihn weder Bouvin noch sonst Jemand um Namen und Wohnung gefragt; er vergaß, daß er Herrn Hardy als Arzt seines Dorfes bezeichnet hatte und daß dies für den Kollegen hinreichend war, um Bescheid zu wissen.

„Es ist Mitternacht", sagte der Amtmann; „kommt hier herein." Mit diesen Worten wies er Hektor ein kleines Gemach neben seinem Arbeitszimmer an. „Mit dem ersten Tagesanbruch, d. h. in ein paar Stunden, gehen wir nach Saint-Cyr. Es ist nöthig, daß ich mich selbst überzeuge, ob das wahr ist, was Ihr mir gesagt habt. Der Fall ist ernsthaft. Ihr könnt hier auf einem Polsterstuhl ruhen; in Eurem Alter würde man im Wasser schlafen. Sucht ja nicht etwa uns zu entrinnen, denn Ihr würdet sofort durch die Gendarmerie wieder festgenommen werden und das könnte Eure Lage nur verschlimmern."

Hektor ließ sich hineinführen, und als der Amtmann ihn so versorgt hatte, verließ er ihn, indem er zwei Mal den Schlüssel drehte.

„Armer Bursche", murmelte der Doktor, der sich wieder

an seinen Schreibtisch setzte und die wissenschaftlichen Untersuchungen wieder aufnahm, welche durch die Ankunft Bonvin's unterbrochen worden waren. „Wer weiß, ob er sich nicht vielleicht Glück dazu wünschen wird, vor den Amtmann geführt worden zu sein!"

Dann, als der treffliche Mann den Fliederzweig bemerkte, steckte er ihn in eine der Vasen, welche das Kamin schmückten. „Das corpus delicti muß sorgsam aufbewahrt werden", sagte er lächelnd. . . .

. . . .

. . . .

Der Morgen war noch kaum angebrochen, als der Amtmann die Thüre des Gemaches öffnete, in dem er seinen Gefangenen eingeschlossen hatte und seine Hand auf Hektor's Schulter legte.

„Auf, mein Junge", mahnte er heiter, „fast könnte man meinen, daß Du ein ruhiges Gewissen hättest."

Der Sohn Godard's öffnete die Augen. Er erinnerte sich an Nichts.

„Wo bin ich?" fragte er.

„Bei dem Amtmann der Gemeinde R.", versetzte Herr Yvonet.

Bei diesen Worten erhob sich der Sohn Godard's mit einem Satz.

„Es ist gut", sagte der Arzt kalt. „Fort jetzt, denn meine Augenblicke sind gezählt und ich bin nicht gewohnt, mich stören zu lassen wegen Leuten, die mir der Feldhüter nächtlicher Weile zuführt. Vergeßt nicht diesen

Fliederzweig", fügte er bei, indem er dem Jüngling das Schoß wieder zustellte.

Hektor folgte ohne Widerrede.

Ein Cabriolet erwartete sie vor der Thüre.

Der Amtmann ließ den Sohn Godard's einsteigen, setzte sich an seine Seite, ergriff das Leitseil, und das Pferd, von einem kräftigen Peitschenhieb getroffen, rannte im Galopp davon.

Während der ersten Augenblicke herrschte Schweigen. Hektor betrachtete mit einer gewissen traurigen Genugthuung den Fliederzweig, die Ursache dieser Reise; seine Gedanken waren bei der jungen Kranken, deren grillenhafte Laune so schlimme Folgen nach sich zu ziehen drohte.

Der Doktor überlegte.

Er brach endlich zuerst das Stillschweigen, um Hektor auf das Genaueste über alle Umstände, welche Julien betrafen, auszufragen.

Der junge Mensch konnte sich dieses dringliche Nachforschen nicht erklären.

Eine Stunde nach ihrer Abfahrt von R. gelangten sie in den Flecken Saint-Cyr.

Das Gerassel des auf dem unebenen Pflaster der einzigen Straße des Dorfes daherrollenden Gefährtes hatte die neugierigen und erstaunten Einwohner vor die Hausthüren gelockt. Als das Cabriolet vor der Schmiede hielt, empfiengen der Hufschmied und seine Frau mit Thränen der Freude ihren Sohn, dessen verlängerte Abwesenheit sie sehr beunruhigt hatte. Für den Amtmann

bedurfte es keiner langen Zeit, um einzusehen, daß das Hektor vorgeworfene Verbrechen nichts als eine Liebesschwärmerei sei, und so erklärte er den beängstigten Eltern, daß ihr Sohn in Freiheit gesetzt sei, unter der Bedingung, daß man ihn, den Doktor Yvonet, zu den Rousseaux führe.

„O Herr“, rief Hektor, „ich bitte Euch, sagt Julien Nichts davon, was mir begegnet ist. In dem Zustand der Schwäche, in dem sie sich befindet, könnte eine solche Eröffnung ihr tödtlich sein.“

„Ihr vergeßt, daß ich Arzt bin“, antwortete der Amtmann ernst. Jetzt erst begriff Hektor, warum Herr Yvonet sich so genau nach der Kranken erkundigt hatte. Die Hoffnung kehrte wieder in sein Herz zurück.

„Kommt, Herr“, sagte er; „wahrhaftig ich glaube, daß Gott selbst Euch zu dieser tiefbetrübten Familie sendet“ . . .

„Vielleicht“, erwiderte der Doktor kurz.

Die Eheleute Godard, Hektor und Herr Yvonet begaben sich jetzt in das Haus der Rousseaux. Als sie sich der Wohnung näherten, zeigte sich ein herzzerreißendes Schauspiel ihren Blicken. Die Thüre stund offen; die Bäuerinnen gingen hinein und heraus, indem sie sich bekreuzten. Geschrei und Schluchzen tönte bis zu ihnen heraus.

„O, mein Gott!“ rief Hektor, indem er sich auf den Arm seines Vaters stützte, als ob er hinsinken wollte, „so ist also Julien's Traum doch wahr geworden?“

Die Eheleute Godard blieben stumm und bestürzt

bei dem tiefen Schmerze ihres Sohnes; einzig der Arzt behielt seine Kaltblütigkeit und ohne abzuwarten, daß man ihm den Weg zeige, trat er in das Haus, aus welchem das Wehklagen kam. Der Amtmann richtete seine Schritte nach der Kammer des Mädchens, indem er den Klagelauten und den Leuten folgte, die an diesem Orte der Behausung ab= und zugingen.

Niemand bemerkte sein Eintreten und er übersah mit einem raschen Blick Alles, was hier vorging.

Julie lag auf ihrem Bett.

Zwei brennende Kerzen waren neben ihr Haupt und neben ihre Füße gestellt. Ein Gefäß mit Weihwasser, worin ein Weihwedel lag, stund auf einem Schemel. Wer sich dem jungfräulichen Lager des Mädchens näherte, besprengte damit den Leib der Todten, — denn das arme Kind schien für immer zu schlafen!

Die Rousseaux knieten auf beiden Seiten und seufzten und stöhnten in ihrem tiefen Kummer. Die trostlose Szene, an der die Nachbaren redlich Antheil nahmen, hätte das ehernste Herz, die verhärtetste Seele bewegen müssen!

Herr Yvonet fühlte sich von diesem so natürlichen und tiefen Schmerze verwirrt; aber nur einen Augenblick dauerte diese Rührung.

Der Schüler des berühmten Broussais gewann schnell seine Ruhe wieder und mit dieser Ruhe, dieser Kaltblütigkeit, welche die großen Praktiker auszeichnet, schritt er zum Bette hin, betrachtete Julie, ergriff eine ihrer

Hände, als ob er die Schläge ihres Pulses zählen wollte... Der Puls schlug nicht mehr! . . .

Der Arzt hob etwas ihre Augenlieder; sie blieben in der Stellung, die er ihnen gegeben und der umflorte Blick blieb unbeweglich und ohne Glanz. Er berührte die Stirne; sie war eiskalt. Eine flüchtige Blässe zog über das Gesicht des Gelehrten hin, der indessen seine sorgfältige Prüfung nicht einstellte.

Herr Yvonet zeigte eine solche geistige Ueberlegenheit in seinem Benehmen, einen solchen Ernst in seinem Thun, daß Niemand ihn, den Fremden, Unbekannten, Unbescheidenen zu unterbrechen wagte! . . .

Schließlich legte der Doktor, ohne sich um die Leute zu kümmern, die ihn umgaben, und ohne auf die Eltern zu achten, die ihre Klageseufzer nur unterbrachen, um unverständliche Worte hervorzustöhnen, seinen Kopf an die Stelle des Herzens des Mädchens und horchte, ob es noch schlage.

Diese Untersuchung dauerte lang; auf einmal aber kehrte sich Herr Yvonet um und sagte mit dem Tone eines Befehls:

„Löschet die Kerzen!“

Als die Umstehenden diese Worte vernahmen, sahen sie einander mit Schrecken an. Die Weiber flohen und machten das Kreuzeszeichen, die Männer blieben unbeweglich stehen.

„Oeffnet die Fenster“, sagte der Arzt, „und geht heraus aus der Kammer. Es fehlt hier an frischer Luft!“...

Bei diesen Worten erhob der Vater Rousseaux, welcher bis jetzt ganz in seiner Betrübniß versunken war, die Augen und sah den Mann an, der in solcher Weise in seiner Behausung Befehle ertheilte. Dann gehorchte der Greis, ohne eine Bemerkung zu machen, indem er einem Einflusse wich, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte.

Die Kerzen wurden gelöscht; das endlich geöffnete Fenster ließ den noch frischen und von Wohlgerüchen duftenden Morgenwind herein; die Anwesenden entfernten sich schweigend.

„Euer Kind ist nicht todt", sagte der Arzt, indem er den Arm des Vaters ergriff.

„Mein Kind, meine Julie", schrie Frau Rousseaux ... „O Herr, können Sie so Etwas sagen?" ...

„Nun ja, wahrhaftig, ich darf es", rief Herr Yvonet aus. „Muth, Muth, Frau Rousseaux, das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!"

Die Frau begriff ihn nicht und schickte sich an, die Kerzen wieder anzuzünden, ungeachtet der Anstrengungen des Amtmann's von R., sie daran zu verhindern. Der Vater, der sich einen Augenblick dem befehlenden Ton des Unbekannten gefügt hatte, fing an, den Ermahnungen seiner Gattin nachzugeben und vereint mit ihr die Dinge wieder in ihren frühern Stand zu bringen, als der Pfarrer von Saint-Cyr mit Hektor und den Eltern Godard in die Kammer traten.

„Wer stört denn hier die Ruhe dieser Jungfrau?"

fragte der Abbé mit sanftem Tone, der nicht ganz frei war von Strenge.

„Wer? Die Wissenschaft, Herr Abbé", antwortete der Doktor Yvonet, indem er sich vor den Priester hinstellte.

„Die Wissenschaft!" wiederholte der Pfarrer, indem er sein ehrwürdiges Haupt schüttelte, um welches reiche und lange, weiße Haare eine Krone zu bilden schienen.

„Ja, Herr Pfarrer, die Wissenschaft, die von Gott stammt und die eines der unerforschlichen Mittel ist, deren seine Allmacht sich bedient, um der Menschheit zu erlauben, daß sie ihm einige seiner Geheimnisse entreiße! O, Herr Pfarrer, Sie sind Einer jener Männer der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, deren Lohn vom Himmel kommt, und ich beneide Sie darum. Ich gehöre zu Denen, für die geschrieben steht: „Suchet, und Ihr werdet finden!" Wir Beide glauben, ein Jeder in seiner Art. Helfen Sie mir in meinem Werke, . . . vielleicht gelingt es mir, diesen Leib wieder in's Leben zurückzurufen, dessen Seele ganz Ihrer Leitung anheimgestellt ist! . . ."

„Geben Sie Acht, daß Ihr Stolz Sie nicht bis zur Gotteslästerung führt", sagte der Pfarrer streng, indem er Julien segnete.

„Stolz? Gut, es sei!" sagte der Arzt ein wenig barsch. „Aber ich will noch kämpfen, und wenn ich besiegt bin, so will ich sagen: „Herr, dein Wille geschehe, nicht der meine! . . ."

Der Pfarrer antwortete nicht, er kniete in einen Winkel der Kammer und sagte seine Gebete her . . .

Es waren etwa sechs Stunden vergangen, seit der Doktor Yvonet Jedermann verboten hatte, die Schwelle der Familie Rousseaux zu betreten. Er hatte sich mit Hektor und den Eltern Julien's eingeschlossen, die, ohne die Hoffnung des Arztes zu begreifen, doch nun dieselbe theilten und allen Anordnungen, die ihnen gegeben wurden, Folge leisteten.

Der Pfarrer von Saint=Cyr hatte nicht aufgehört zu beten.

Jetzt läutete es Mittag.

Die Glocke der armseligen Dorfkirche hatte eben die letzten Klänge des Angelus ausgetönt, als Herr Yvonet sich von dem Bett erhob, über das er schon seit länger als einer Stunde sich gebeugt hatte, auf den Pfarrer zutrat und zu ihm mit einer vor Rührung zitternden Stimme sagte:

„Kommen Sie, Herr Abbé, und sprechen Sie mich los von meinem Stolze!... Die Kranke athmet, das Leben war nur unterbrochen. Sehen Sie selbst!...“

Der Pfarrer, die beiden Eltern und Hektor traten näher.

Julie öffnete die Augen und warf einen ungewissen Blick um sich. Die Trauerkerzen und das Weihwasser waren verschwunden; das arme Kind sah um sein Bett Nichts, als liebe Gesichter. Sie faltete die Hände, als sie den alten Pfarrer erblickte; ihre Augen, in welche

allmälig Glanz und Leben zurückkehrten, ruhten auf Hektor und schienen ihn zu fragen. Yvonet, der mit der größten Aufmerksamkeit all' ihren Bewegungen folgte, sagte ganz leise zu dem jungen Manne:

„Erinnert Euch Eures Versprechens!"

Hektor verstund ihn; er stürzte hinaus und kam sofort wieder, um den weißen Fliederzweig auf Julien's Bett zu legen.

Die arme Tochter ließ auf ihrem blassen und abgemagerten Gesicht die ganze Freude sehen, die sie empfand; dann fiel sie in eine Ohnmacht.

„Meine Tochter, meine Tochter!" schrie Frau Rousseaux, die auf dem Punkte war, ihren Verstand zu verlieren.

„Dies Mal ist es nichts", sagte der Arzt und sprengte frisches Wasser in das Gesicht des Mädchens. „Es ist nur eine starke Ohnmacht, die nicht andauern wird und für die ich auch nicht nöthig habe, Gegenmittel anzuwenden, oder neuerdings Luft in die Lungen zu blasen, wie ich es am Anfang der Lethargie gethan habe"...

„Ist also die Kranke geheilt?" fragte der Pfarrer.

„Nein, mein Herr", erwiderte der besonnene Arzt. „Aber die Luft, die Sonne, die Jugend, die Zufriedenheit, alle diese Schätze, welche Gott unserm armen Geschlecht gegeben hat, werden mithelfen zur Heilung. Das Mädchen ist von Blutlosigkeit befallen, die bei ihrem Beginn nicht durch gehörige Sorgfalt aufgehalten wurde, denn man hat sie mit einem Brustleiden verwechselt;

jetzt wird die große Natur, die so reich ist an unbekannten Heilquellen, ihr bester Arzt sein."

Als die Eheleute Rousseaux diese Worte hörten, ergriffen sie jedes eine der Hände des Herrn Yvonet und küßten sie, indem sie vor Freude weinten.

Zwei Jahre nach dieser wunderbaren Kur, die man der Hingebung und der Wissenschaft des Doktors Yvonet verdankte, war die kleine Kapelle der heil. Jungfrau in der Kirche zu Saint-Cyr wie zu einem Feste geschmückt.

Hektor heirathete Julie.

Die Braut, frisch und blühend von Gesundheit, trug auf ihrer Stirne ein einfaches Kränzlein von weißem Flieder.

Der Amtmann von R. war als Brautführer erbeten.

Nach der Einsegnung der Ehe vereinigten sich alle Dorfeinwohner bei den Eheleuten Rousseaux, wo das Hochzeitsmahl stattfand. Bei Tisch wollte der Doktor Yvonet neben den Pfarrer sitzen.

„Nun, Herr Pfarrer, was halten Sie von der Wissenschaft?" fragte der Arzt.

„Und Sie, Herr Doktor, was halten Sie von der Religion?" antwortete der Pfarrer.

Der Doktor lächelte zuerst; dann nahm er seine ernste und nachdenkliche Miene wieder an, die ihm eigen war, und sagte, indem er dem Priester die Hand drückte:

„Ich glaube, daß alle Beide dazu da sind, um Gott zu dienen!" —

Robert Weber's sämmtliche Schriften

Bd.: 5

1883